

517 8.  
40.

# Schlesische Monatshefte



15. JAHRGANG · OKTOBER 1938 · FOLGE 10



INHALT:

STEFAN STURM

DER MOORGÄNGER

HEINZ BRAUNER

DIE SLAWEN

ARNOLD ULITZ

EIN MORGEN AN DER ODER

HEINRICH APPELT

GRENZMARK MAGDEBURG

THEODOR FELLER

GROSSE LIEBE ZU EINER KLEINEN STADT

DR. ALFRED BÖNSCH

SUSCHA IN DER FREMDE

KURT FRANZ

TSCHECHEN / SLOWAKEN

DR. ALFRED BÖNSCH

SCHLESISCHER BLAUDRUCK

BERICHTE

DER MOORWÄNGER

# Schlesische Monatshefte

---







# D E R M O O R G Ä N G E R

V O N S T E F A N S T U R M

Jegendwo im Osten, im ebenen Land, lag ein kleines Dorf. Es waren nur eine handvoll Gehöfte, und ringsherum sah man nichts als karges Feld und Wälder bis an den Horizont und im Osten das Moor. Es war so klein, daß es nicht einmal einen Kirchturm besaß; es führte auch keine Bahn und keine Straße vorbei. Es hatte irgendeinen Namen, den sie ihm gegeben, als sie sich hier ansiedelten, vor ein paar hundert Jahren — nun ja, irgendeinen Namen, aber es brauchte ihn eigentlich nicht. Es lag vergessen in einer Bodenfalte des Landes; man sah von weitem nur die Kronen von ein paar uralten Bäumen heraus schauen, so alt war es und so tief lag es in der Erde. —

Aber es lebten deutsche Bauern hier, wie anderswo auch; die Kühe brüllten und wurden abends zur Tränke geführt, der Pflug brach die Erde um, die Sense schnitt das Korn, und die Burschen knallten mit den Peitschen, wenn die Wagen vom Felde schwankten, hoch mit Garben und zuoberst die Mädchen mit braunem Arm.

Ein Gehöft gehörte dem Nikolaus Brödde.

Er hatte zwei Söhne, der jüngere hieß Hermann. Wenn ein Pferd widerpenstig wurde, holte man Hermann Brödde; er setzte sich auf das Pferd, das Pferd bockte, es raste davon, aber Hermann Brödde saß auf ihm; zuletzt stand es zitternd und schweißtriefend da.

Er war siebzehn Jahre alt um diese Zeit, aber schon einen Kopf größer als sein Vater, der auch kein Zwerg war. Manche hatten Angst vor ihm. Mit den Mädchen gab er sich nicht ab. Denn seine Leidenschaft galt etwas anderem. Es war das Moor.

Das Moor, das sich östlich vom Dorf weithin erstreckte, war ein verlandeter See. Der See war schon seit langem verschwunden; nur der Bach, der vom Dorf kam und sich quer durch das Moor eine Rinne gegraben hatte, führte sein stilles, klares Wasser noch immer durch das verwuchernde Bruchland. Es gab schon Stellen darin, die trocken waren:

schwarze Erde aus Faulschlamm, braune Erde aus Schilftorf; hier und da aber wippte der Boden noch unter den Füßen, und Wasser stieg gurgelnd auf. Das war das Moor, zu dem es Hermann Brödde von Anfang an rief.

Als er die Kühe hüten mußte, richtete er seinen Hund so ab, daß er das Vieh allein in Ordnung hielt; er selbst verschwand im Moor. Er konnte sich vom Morgen bis zum Abend im Moor herumtreiben, als sei dort irgendein großer Fund zu machen.

Dabei war nichts Abenteuerndes in seinem Wesen — nicht etwa, daß er in diese Wildnis eindrang, um das Gruseln zu erlernen oder schauernd vor einem stummen, grün versponnenen Wasserloch stehen zu können, wie das bei anderen Knaben sein mag ...

Nein, das Moor, das ihn rief, war ihm nichts fremdes. Es wartete auf ihn, es war sein Freund; es war ihm so vertraut, wie den anderen Knaben das väterliche Land vertraut sein mochte. Es war nicht Wildnis für ihn, sondern Land, Erde.

Er hockte irgendwo im wilden Bruch, zwischen Erlen und Birken, bohrte mit einem Stock in der Erde und sah die Erde an, die schwarz und frisch und glänzend hervorkam, und saß da und sah sie an und dachte sich vielleicht irgend etwas dabei, und wartete.

Er tat das Jahr um Jahr, und immer war die Erde da und kam schwarz und glänzend zum Vorschein. Dann erschien etwas wie Befriedigung in seinem wachen Gesicht, und er schlenderte getrost zu den Kühen zurück. Manchmal stand er reglos da und sah über die weidenden Herden hin zum Moor hinüber. Aber er träumte nicht. Er wartete nur. Denn in diesem jungen Bauernsohn war plötzlich wieder die Sehnsucht nach neuer Erde lebendig, der Trieb, der vor Jahrhunderten seine Vorfahren aufgestoßen hatte, nach Osten zu ziehen und neue Erde zu finden und da zu siedeln und sesshaft zu werden — der war auf einmal in ihm wieder



erwacht, daß er die alten Weiden verließ und die neue Erde witterte, die auf ihn wartete, und ihr nachging und sie liegen fand zwischen Schilf und Rohr und Sumpfgesträuch — armselig und karg, aber mit einem geheimnisvollen, unerbittlichen Ruf an ihn, dem er gehorchen mußte.

Im Dorf nannten sie ihn später den Moorgänger. Sie sahen hinter ihm her, der einer von ihnen war und doch nicht einer von ihnen. Seine Gestalt war hager und knochig — aber viele hatten diese Gestalt. Er hatte Muskeln aus Stahl — aber es gab wohl einige, die ihm darin nicht viel nachstanden, wenn sie vielleicht auch mit einem wilden Pferd nicht so umgehen konnten wie er.

Aber so wortkarg und verschlossen wie er war keiner, und so selten wie er lächelte niemand. Wer hatte ihn überhaupt schon einmal lächeln sehen?

Hermann Brödde, der Moorgänger, nahm mit der Zeit immer mehr an von dem stummen, verlassenen Land, das seine heimliche Heimat war; er wuchs langsam in das Moor hinüber, und das Gesicht des Moors sah sie an aus ihm, und darum hatten sie Angst vor ihm.

Als er um die zwanzig war, war seine Wartezeit zu Ende. Sie erzählten im Dorf, daß der alte Brödde für seinen zweiten Sohn das Moor gekauft habe oder jedenfalls den westlichen Teil des Moors — von einem Gut, das keiner kannte, das mit ein paar tausend Morgen Land und Wald irgendwo im Osten liegen mußte. Im Dorf lachten sie darüber, sie sagten: „Der Alte will ihn nur los sein, er ist ihm wohl selber nicht geheuer“. Andere sagten: „Der Alte hat nur getan, was der Zweite, was der Moorgänger von ihm gefordert hat; denn dem ist anscheinend wo anders nicht wohl...“

Im Dorf sagten sie dies und das, aber mit dem Moorgänger selber sprachen sie nicht; sie liefen ihm auch nicht nach.

Er ging jetzt an jedem Feierabend, wenn die anderen todmüde von der Arbeit waren, noch in das Moor hinaus; er nahm allerhand Werkzeug mit, Spaten, Schaufel, Pflöcke, Axt und Säge. Er begann draußen zu arbeiten.

Er hatte im Moor, eine halbe Stunde vom Dorf entfernt, ein zusammenhängendes Stück Land gefunden, das sich vom Bach aus nach Norden hinaufzog in einer Fläche von etwa 50 bis 60 Morgen. Hier fing er an.

Er hob einen Graben aus, östlich dieses Geländes, senkrecht zum Bach, dann einen Graben westlich dieses Geländes, also auf das Dorf zu, auch senkrecht zum Bach. Die Gräben füllten sich mit Wasser. Das Land war nun von drei Seiten durch die Wassergräben und den Bach umgrenzt, es begann trockner zu werden.

Es dauerte sehr lange, bis er das alles fertig hatte.

Im folgenden Sommer schlug er eine Brücke über den westlichen Wassergraben. Niemand wußte, wozu er die Brücke brauchen wollte. Er brauchte sie auch nicht.

Er fing jetzt an, nach Norden zu Gräben in das Moor zu stechen; überall bildeten sich schnell silberne Wasserstreifen. Manchmal ging er ohne Werkzeug auf dem Land herum und überlegte. Er schlug hier einen Pflock ein, dort einen ein, er versuchte, in noch ganz moorigem Grund Gräben auszuheben. Obwohl es fruchtlos erschien — er tat es dennoch; er stand bis über die Knie im Schlamm und schaufelte die zäh fließende und pappende Masse heraus, es brach ihm mancher Schaufelstiel dabei, aber er gab es nicht auf.

Im dritten Sommer brach er einen Teil des Landes um und steckte Kartoffeln. Er steckte sie in die zuweilen noch mit Wasser angefüllten Furchen, aber sie wuchsen; im Herbst hatte er die erste Ernte — nicht sehr viel freilich... Oder doch? Vorher war da gar nichts gewachsen. Einen Wagen voll Kartoffeln fuhr er über die Brücke ins Dorf, es war ihm anscheinend genug.

Dies alles tat er nebenbei. Denn er hatte ja den väterlichen Hof mit zu bestellen, die Ernte mit einzubringen; eine Kraft wie die seine, konnten sie nicht entbehren. Auch beim Pflügen, beim Mähen konnten sie ihn nicht entbehren. Er konnte es nur nebenbei machen.

So ging das mehrere Jahre. Es wuchsen nun schon mehr Kartoffeln im Moor, und es wuchs die Weide für ein paar Kühe. Man redete nicht mehr so viel davon, obwohl der Moorgänger immer noch jeden Sonntag da draußen war und irgendeinen Graben stach oder irgendeinen Pflock einschlug. Sie neideten es ihm nicht. Sie hatten ja ihr Land.

Der Moorgänger ließ sich Zeit, er überhastete nichts; aber alles, was er da draußen tat, geschah mit einer seltsamen Sicherheit — als sei es nicht schon Jahrhunderte her, daß seine Vorfahren hier gesiedelt hatten, sondern als seien es seine Väter eben erst gewesen, und sie hätten das Siedeln ihm ins Blut gelegt.

Als es an der Zeit war, kam auch das andere, wie es kommen mußte.

In diesem Sommer war die Zeit dafür gekommen.

Sie waren auf den Wiesen draußen; das Heu roch stark und knisterte unter dem heißen Himmel. Es waren ein paar Männer und ein paar Mägde, die da im Heu arbeiteten. Eine Magd hieß Gertrud; sie war die größte im Dorf und die einzige, die mit den Männern zusammen mähen konnte, ein breithüftiger, schwerer Mensch mit gelbem Haar, das zu einem wuchtigen Knoten zusammengebunden war; es war nichts Zierliches an ihr, nichts Leichtes, Schwebendes, zum



Tanzen war sie kaum zu gebrauchen, und es forderte sie auch wohl keiner dazu auf.

Diese Magd wurde um die Mittagszeit von einem wütenden Bullen angefallen, der aus einer Viehkoppel ausgebrochen war.

Sie sahen ihn mit tiefem Kopf quer über die Wiesen rennen. Eine Magd schrie zuerst auf; sie warf die Harke fort und lief mit aufgehobenem Rock zu einem der Knechte hinüber.

Der Bulle blieb auf der Wiese stehen; er riß mit dem Vorderhuf die Erde auf, er stieß wütend die Hörner in die Erde, daß Grasfetzen hoch in die Luft flogen, er stampfte auf, dann stand er still, sah sich glotzend um und peitschte den Schwanz durch die Luft.

Er glotzte und sah sich um und lief dann auf die Magd Gertrud zu, die am weitesten draußen in der Wiese stand. Einmal blieb er stehen, um zu sehen, ob sie noch da war. Aber sie konnte ja nicht fortlaufen, es war nirgends in der Nähe ein Schutz; sie stand und hatte die Harke in der Hand und sah ihm entgegen, wie er herankam. Er lief seltsam behende, mit gesenktem Kopf und schwingendem Schwanz; er lief dabei in kurzem Abstand an Hermann Brödde vorbei, ohne ihn anzugehen; es reizte ihn eben die Magd Gertrud mit ihrem bunten Rock und der Bluse und dem gelben Haar, das in der Sonne glänzte.

Plötzlich lief Hermann Brödde hinter dem Bullen her; er lief so schnell, wie ein Mensch sonst nicht laufen kann, er sprang in langen, federnden Sätzen und hatte einen Strick in der Hand.

Als der Bulle einen Umweg um einen Heuhaufen machte, holte der Moorgänger ihn ein. Er lief neben ihm her und warf ihm den Strick, an dessen Ende ein Eisenring war, zwischen die Beine. Der Bulle stolperte, aber er war im Nu wieder auf und begann schon wieder zu laufen. Auch die Magd fing jetzt an zu rennen; aber der Bulle war schneller. Da warf Hermann Brödde den Strick zum zweitenmal, er warf ihn diesmal dem Bullen um den Kopf. Der Strick verfang sich in den Hörnern und saß fest, der Bulle stemmte den Kopf zur Seite, schüttelte ihn unwillig, um ihn freizubekommen, aber der Moorgänger hielt ihn mit beiden Händen, er hatte das andere Ende um die Handgelenke geschlungen, er stemmte sich zurück, er wurzelte sich wie ein Baum in die Erde. Der Bulle zog, er hielt den Kopf tief am Boden, er hielt ihn etwas schief und drückte ihn nach vorn, er stampfte, er schlug die Hufe tief in die Erde hinein ... Der Moorgänger konnte ihn natürlich nicht aufhalten — aber er lief jetzt nicht mehr im Galopp, er mußte langsam gehen, Schritt für Schritt, denn er zog den Moorgänger hinter sich her, und der ließ nicht los. Seine Hände hielten den Strick wie Eisenklammern, die Muskeln der

Arme wuchsen in harten Strängen aus den hochgeschlagenen Ferkeln, er ging mit zusammengebissenen Zähnen, sein Kopf war tiefrot, das Kinn auf die Brust gepreßt; er ging stumm, man hörte keinen Laut, auch von dem Bullen nicht. So gingen sie über die ganze Wiese hin.

Die Magd Gertrud hatte sich inzwischen zur Seite machen können und stand bei den anderen am Wagen, und sie standen jetzt alle still und sahen zu Hermann Brödde und dem Bullen hin, die draußen auf der Wiese miteinander rangen. Plötzlich hörten sie, wie der Bulle aufschraubte; es klang seltsam röchelnd. Dann blieb er stehen, und auch der Moorgänger blieb stehen; der Strick spannte sich nicht mehr. Der Bulle warf den Kopf auf, der Strick flog in die Luft, er war frei — aber es geschah nichts mehr.

Er stand noch eine Weile da, während der Moorgänger, ein paar Schritt weg, unbeweglich wie ein Baum, zu ihm hinüber sah; er stampfte noch ein paarmal mit dem Huf auf, jedoch ohne Kraft, und dann schlenderte er langsam über die Felder und Wiesen dahin zurück, woher er gekommen war. Es war etwas Müdes und Nachdenkliches in seinem Gang, er warf den Schwanz nicht mehr herum; es war sogar etwas Verlegenes an dem Bullen, wie er nun so davonsapfte. Hermann Brödde sah ihm nach, hob den Strick auf und warf ihn über den Arm; dann kam er zu den Leuten zurück, die am Wagen warteten.

Sie sahen, daß seine Hände zerrissen waren und bluteten. Er ging auf die Magd Gertrud zu; sie stand da, die Arme über der Brust, und sah ihn an. Er trat zu ihr und lachte, dann legte er die Hand auf ihre Schulter und lachte weiter. Er kümmerte sich um niemanden; er sah irgendwohin, in die Wiesen hinaus, in den Sommerdunst hinaus, und von seiner Hand rann das Blut, ohne daß er es merkte; es lief und floß auf die Schulter der Magd, sie spürte es warm durch die Bluse, aber sie sagte nichts.

Sie standen beide da, als seien sie in Wirklichkeit woanders — und ihre Blicke gingen nun denselben Weg: hinter den Wiesen sah man das Moor, undeutlich im Dunst, die Flocken des Wollgrases schwebten wie ein lichtiges Gewölk darauf, der Himmel stand ruhig und groß darüber, ein Moorvogel stieg auf und fiel schräg wieder ein — sein Moor ...

Dann drehte der Moorgänger den Kopf langsam herum; er lachte nicht mehr, er sah sie voll an, und die Magd erwiderte seinen Blick.

Weiter geschah nichts zwischen den beiden; sie gingen wieder an die Arbeit, der Moorgänger mit blutigen Handgelenken, aber das störte ihn nicht; die Sonne trocknete das Blut schnell zu einer dunklen Kruste ein. Die anderen aber sahen ihn manchmal von der Seite an, und auch die Magd sahen



sie an, denn sie spürten, daß hier das Schicksal eben zwei mit Blut zusammengeschlossen hatte.

Im nächsten Frühling wuchs ein Bauernhaus aus dem Moor, und Hermann Brödde verließ nun endgültig das Dorf und zog mit seiner Frau in das Moor hinaus.

Man hörte nicht viel von ihnen, sie lebten, und sie brauchten dazu keinen Menschen in der Welt. Sie hatten ihre Fäuste und Arme, ihre Erde und ihr Getier, sie hatten ihr Dach und ihr Bett — sie hatten ihre schwere Arbeit und ihren müden Schlaf. Wen brauchten sie zu alldem außer sich selbst . . .

Sogar als die Frau Kinder bekam, rief sie keinen herüber, der ihr helfen sollte; sie bekam ihr Kind, und löste es von sich, und legte es an die Brust; ein paar Tage später war sie schon wieder mit auf dem Feld.

Das erste Kind war ein Sohn, und das zweite Kind war auch ein Sohn.

Hermann Brödde lachte jedesmal und nahm sie mit seinen riesigen Händen auf und sah sie an und sagte zu ihnen: „Das Moor wartet auf euch . . . Das Moor braucht euch . . . Das Moor ist groß . . . ihr müßt noch viele Gräben ziehen.“ Die Kinder wogen das Doppelte von dem, was Kinder sonst wiegen, sie hatten einen Schopf so gelb wie Gertruds Haar und des Moorgängers graublau Augen.

Später kamen noch mehr Kinder.

Aber vorher kam etwas anderes dazwischen.

Der Weltkrieg brach aus; es war mitten im hohen Sommer, und Hermann Brödde legte unwirsch die Geräte fort, als er dem Ruf folgen mußte, der auch an ihn kam. Was hatte dies alles mit seinem Moor und seinem Leben zu tun? Er hatte Gräben gezogen in das wilde Bruchland und hatte sich da angesiedelt und hatte die neue Erde bestellt; und Kinder waren gekommen, sie wuchsen, und es würden noch mehr Kinder kommen — so hatte es begonnen, und so ging es weiter — was aber hatte der Krieg mit alldem zu tun? Er hatte nichts damit zu tun. Er kam von irgendwoher wie ein wütender Stier über das Land und fiel einen an.

Aber Hermann Brödde zeigte, daß er auch mit dem Krieg fertig wurde, so wie er mit dem Bullen damals fertig geworden war.

Er zog hinaus und stand an der Front, das erste Jahr, das zweite Jahr, und Gertrud holte inzwischen die Kartoffeln aus der Erde und mähte das Gras und brachte es ein, ein Jahr, ein zweites; sie schaffte es auch allein, wenn es so sein mußte. Der Moorgänger wurde verwundet, sie durchschossen ihm das Bein, aber das machte ihm nichts, eine Kugel riß ihm ein Stück aus der Stirn, aber auch das heilte wieder; er kam für einige Zeit ins Moor zurück, aber dann zog er wieder hinaus. Im dritten Jahre bekam Gertrud wieder ein Kind; es war der dritte Sohn. „Es sind immer

noch nicht genug“, sagte Hermann Brödde, und lachte, „— das Moor braucht Männer . . .“

Er war wieder eine kurze Zeit da, ein Granatsplitter hatte ihm das linke Ohr abgerissen und in der Schulter steckte eine Kugel. Aber dann zog er doch noch einmal hinaus; es ging auch ohne das Ohr; das war der Krieg im vierten Jahr. Er brachte Hermann Brödde nicht mehr zur Strecke. Endlich war der Krieg zu Ende, und Hermann Brödde kam nun für immer in das Moor zurück.

Das vierte Kind war eine Tochter. Sie war so stark und gesund wie ihre Brüder; sie war ja im Moor geboren, auf der neuen Erde, und da kommt nichts Schwächliches zur Welt. Sie würde einmal wie die Mutter sein.

Vielleicht wird einmal einer aus dem Dorf kommen, einer, dem auch das Blut das Herz unruhig macht nach neuer Erde — oh, das Moor ist groß, es hat Platz auch für dich! — und dem wird dann die richtige Frau gewachsen sein in Gertruds Tochter.

Der Krieg war zu Ende, der Friede wurde geschlossen. Einer hatte gewonnen, der andere hatte verloren; der Moorgänger machte sich darüber keine Gedanken. Er hatte gekämpft, vier Jahre lang, er hatte auch da Gräben gezogen, wie es sich gehörte, und seine Wunden abgekriegt — aber nun ging er in sein Moor zurück. Was ging ihn das andere alles an, er hatte seine Pflicht getan — mochten sie es zu Ende bringen, mochte es ausgegangen sein, wie es wollte: er mußte nun wieder auf sein Moor, denn sein Leben war im Moor, auf der neuen Erde . . . Die wartete auf ihn, die war da, und er war ihretwegen da, und alles andere hatte damit nichts mehr zu tun.

So dachte Hermann Brödde, als er nun zurückkam aus dem Krieg, und als es nun also weitergehen sollte . . . Als der Krieg zu Ende und der Friede geschlossen war, wurde eine Grenze gezogen, im Norden, im Westen, im Süden und im Osten. Es wurde auch im Osten eine neue Grenze gezogen, sie ging mitten durch das Land dessen, der verloren hatte, und sie ging irgendwo im Osten zwischen einem kleinen Dorf und einem Moor hindurch, so daß die Menschen im Dorf von nun an hüben, und die im Moor von nun an drüben wohnten . . .

Aber als Hermann Brödde es hörte, lachte er nur.

Was scherte sie ihn? Was war das, diese Grenze? Man sah sie nicht, keiner sah sie; irgendwo auf dem Papier war sie gezogen worden — sah man sie etwa wie eine Mauer durch das Land gehen? Nein, nichts sah man. Was sollte sie auch! Was sollte eine Grenze zwischen dem Dorf und dem Moor?! Hermann Brödde und sein Weib waren aus dem Dorf gekommen und hatten sich im Moor angesiedelt; natürlich gehörten sie zum Dorf — wenn sie das Dorf auch nicht brauchten.



Mochten sie auf dem Papier Grenzen ziehen, so viele sie wollten. Der Moorgänger dachte: „Wenn meine Söhne einmal groß sein werden, so müssen sie ins Moor gehen und auch ihre eigene Erde haben, und ihr eigenes Haus, und ihr Vieh und ihre Frucht, und ihr Weib und ihre Kinder. Und ihr Weib müssen sie ja aus dem Dorf holen — wo sollen sie es sonst herholen!“

Aber das alles wurde ihm jetzt noch nicht so klar, denn er dachte ja noch über die Grenze, und in seinem Haus im Moor hatte er ja sein Weib und seine Kinder, und rings hatte er ja seine eigene Erde, und keiner konnte ihm die nehmen.

Nun kam auch der Tag, an dem er sich für den neuen Staat entscheiden mußte, wenn er nicht das Land verlassen wollte. Hermann Brödde verstand das nicht, er dachte: „Ich bin deutsch, mein Weib ist deutsch, und meine Kinder sind deutsch; was wollen sie von mir ... Sie sollen mich auf meiner Erde in Ruhe lassen! Ich habe mit ihnen und ihrem Staat nichts zu tun; ich habe nur mit meinem Land zu tun, und sie sollen mich dabei in Frieden lassen.“

Aber sie taten es nicht, und er mußte die Erklärung doch unterschreiben — denn sollte er etwa um dieser Sache willen aus dem Moore fort? Er konnte ja niemals aus seinem Moor fort.

Er unterschrieb die Erklärung; er dachte, es müsse sich damit so ähnlich verhalten wie mit der Grenze, die zwischen dem Dorf und dem Moor gezogen war.

Aber er dachte nicht mehr.

Es kam auch der Tag, da man ihm einen Schein aushändigte: den müsse er vorweisen, wenn er in sein Dorf hinüberwolle. So? Und wenn ich ihn nicht vorzeige? Wenn ich ihn nehme und zerreiße — da, feht her! — weil ich ihn nicht brauche! Denn ich bin ja von dort her, und es ist nur eine halbe Stunde entfernt, dort sind meine Leute und mein Vater und meine Mutter ... mein Bruder auch!

Ja, aber du gehörst jetzt zu uns.

Haha ...!

Der Moorgänger kümmerte sich nicht darum. Wenn er in das Dorf hinüberwollte, so ging er hinüber, und sie wagten den Mann, der wie ein Riese aus dem Moor geschritten kam, nicht aufzuhalten.

Aber später ging er nicht mehr hinüber ...

Warum ging er nicht? Brauchte er das Dorf nicht? Oder war er ihnen jetzt, seitdem er jenseits der Grenze wohnte, noch fremder geworden als früher? Dachten sie etwa — und ließen sie es ihn wissen: Du hast uns ja niemals gebraucht! Du bist ins Moor gegangen, und hast dir da ein Haus gebaut, und um uns hast du dich nicht gekümmert —

was willst du jetzt von uns? Es ist dir wohl auf einmal zu einsam dort, wie? Aber du hast ja niemals ein Wort mit uns gesprochen, mit deinen ersten Gedanken schon bist du immer nur bei deinem Moor gewesen ...

War es so?

Der Mann im Moor bestellte sein Land; es kamen noch Kinder mit der Zeit, noch zwei Mädchen, so wie das erste. Aber es kam noch etwas anderes. —

In einem Frühling kam fremdes Volk ans Moor.

Hermann Brödde sah sie eines Tages, wie sie sich am östlichen Rand des Moors zu schaffen machten; er sah, daß sie das Bruchland zu vermessen begannen, daß sie Pfähle einschlugen, wo Gräben auszuheben waren — er sah sie Tag für Tag, wie sie da bei der Arbeit waren; er sah ihnen stumm zu, er sagte nichts, er konnte es ja nicht verstehen. Was wollten sie hier in seinem Moor?

Was schlugen sie Pfähle ein und was stellten sie Stangen auf im östlichen Bruchland? Da sollten seine Söhne einmal ihr Land haben, da sollten sie doch einmal die Gräben ausheben — so, wie er damals die ersten Gräben ausgehoben hatte ... Auf sie, nur auf sie wartete doch das Moor!

Nun aber begannen dort fremde Gräben auszuheben und im Moor zu arbeiten — sie fragten ihn nicht, sie fragten nicht nach seinen Söhnen, die auf dieses Land gehörten und für dieses Land geboren waren — sie kamen hin und fingen an zu arbeiten ...

Einmal hielt er es dann nicht mehr aus; er ging hinüber und stellte sich vor ihnen auf und schrie sie an: „Was wollt ihr hier! Ihr habt hier nichts zu suchen!“ Aber es waren fremde Arbeiter; sie verstanden ihn nicht. Sie sahen mit scheuen Augen zu ihm hin, der jäh vor ihnen erschienen war wie der Herr des Moors, und sie drückten sich herum und wagten nicht, solange er da stand, in ihrer Arbeit fortzufahren. Sie sagten endlich irgendwelche Worte zu ihm, aber sie waren fremd, und er verstand sie nicht.

Er starrte über sie hinweg auf das braune, verschlossene Bruchland, in dem hier und da eine karge Birkeninsel schimmerte und über dem sich der Frühlingshimmel hoch und silberblau erhob; er starrte dorthin wie in ein dunkles Rätsel, das er nicht zu lösen vermochte, und nach einer Weile ging er fort.

In der Nacht ging er wieder hinüber, riß die Pfähle aus der Erde, zerbrach sie überm Knie und warf sie in den Sumpf. Aber nach einer Weile hörte er auf damit, schüttelte den Kopf, stand lange still und lauschte, und ging dann wieder auf sein Land zurück.

Sie waren im Moor. Sie nahmen vom Moor Besitz, sie hoben Gräben aus, sie fällten die Erlen und Birken, sie kamen mit Pferden und Maschinen und begannen die Erde



umzubrechen; sie fuhren aus den östlichen Wäldern Holz heran, Tag um Tag, bis in den Sommer hinein, und sie bauten einen Weg aus den Wäldern in das Moor. Sie hatten schon Baracken errichtet, sie arbeiteten Tag um Tag, und sie bauten einen Weg von Osten her in das Moor . . .

Im Herbst lag eine neue Siedlung im Bruchland, eine handvoll kleiner Holzhäuschen, jedes mit einem Fleckchen Land, dicht zusammengeschart und wie frierend unter dem großen einsamen Himmel — ein paar Steinwürfe von Hermann Bröddes Hof entfernt lag nun eine polnische Siedlung im östlichen Moor; da lebten jetzt auch Bauern — wenn sie auch eine andere Sprache sprachen als er —, ihre Frauen sangen, ihre Kinder weinten, und neue Kinder würden geboren werden, und sie trieben ihre Kühe auf die junge Weide und steckten Kartoffeln in die nassen Furchen ihres neuen Landes, und am Abend schallte verworren der dörfliche Lärm zu Hermann Bröddes Haus herüber, die Geräusche des Feierabends, die Stimmen der Männer, das Lachen der Mädchen, das Brüllen des Viehs, das am Bach getränkt wurde . . . all das . . . all das.

Der Moorgänger hörte es, er ballte die Fäuste, er schüttelte den Kopf, er wollte es nicht hören, er ging ins Haus, aber es ruhte nichts; es folgte ihm ins Haus hinein, es folterte ihn, es quälte ihn, und er wußte doch nicht einmal, warum es ihn quälte.

Zuweilen sah er zu seinem Dorf hinüber; es lag fern und geborgen in seiner Senke im Land, er sah die Kronen der uralten Bäume und ab und zu den Schein von einem Haus. Mehr sah er nicht.

Des Abends ging er jetzt oft noch in der Richtung auf die untergehende Sonne zu, ohne zu wissen, was ihn dahin trieb und was er da wollte. Er ging bis zu der Brücke, die er damals, in der allerersten Zeit schon, über den westlichen Graben geschlagen hatte; auf der Brücke blieb er stehen und lauschte. Und wenn der Wind von Westen kam, so konnte es zuweilen geschehen, daß er einen Klang vom Dorf herüberbrachte: die Stimme eines Menschen, das Gebell eines Hundes, der das Vieh in den Hof hineintrieb, den dunklen Ton der Rinder, die an die Tränke gingen . . . Er stand da und lauschte, bis alles still wurde, und stand dann noch eine Weile da, hart und knorrig, wie ein Baum, dem der Sturm die Krone abgebrochen hat, und dann ging er zurück.

Er saß zu Haus am Tisch, mürrisch und stumm, und draußen um den Hof lag das Moor, dunkel und still; es scholl kein Ruf herüber aus der Nacht.

Ist das Moor immer so still gewesen? Daß man stehen bleiben und tief horchen muß und darauf wartet, einen Ton aus der Stille zu vernehmen . . . Daß man beim Mähen

innehalten muß, damit einen vielleicht irgend etwas ansprache — aber vergeblich, es liegt alles still da, das Moor schweigt, es dehnt sich weit unterm Himmel, Tag und Nacht . . .

Wenn der Wind aus Osten kommt, bringt er fremde Stimmen von fremden Wiesen herüber, er trägt sie über das Moor hin, sie bleiben im Moor hängen, hier und da, und das Moor schweigt.

Fremde Stimmen . . . Was gehen sie ihn an! Was gehen sie sein Land an! Mag der Wind sie tragen, wohin er will . . . Er ist einmal in dies Land gezogen und hat es bezwungen; vor ihm war keiner da. Und jetzt ernährt es ihn, und sein Weib und seine Kinder. Was tut es, ob der Wind von Osten oder von Westen kommt — wenn er nur Regen bringt zur rechten Zeit, wenn er nur den Himmel reinfegt zur rechten Zeit, und wenn er nur still wird zur rechten Zeit . . . Nein: Hermann Brödde, der mit dem Moor fertig wurde, der mit dem wilden Bullen fertig wurde und mit dem Krieg, der alles mit seinen eigenen Händen geschaffen hatte und zu alldem niemanden in der Welt gebraucht hatte — er sollte mit diesem nicht fertig werden? Mit diesem dunklen, schattenhaften Nichts, das wie ein Gespenst über das Moor kam und sich um ihn und sein Haus legte und ihn einspinn, daß er über der toten Stille erschrecken mußte — er, der niemals vor der Stille des Moors hatte erschrecken können . . .? Sollte er mit diesem Spuk nicht fertig werden?

Er lachte, aber sein Lachen klang unsicher; es hallte über das Moor, und von dem fremden Dorf hallte ein anderes Lachen zurück.

Da erschrak er.

Er konnte es nicht aus der Welt schaffen; es war da. Dann sah er nach dem Westen, wo das Dorf lag wie ein heller Schimmer im Abend, und er dachte dunkel:

„Ja, zu euch kommt es nicht . . . Euch kann es nichts tun, ihr lebt sicher in eurem Dorf, ihr seid nicht allein . . .“ Vielleicht dachte er es nicht einmal, vielleicht spürte er es nur irgendwo tief drinnen.

Jedoch, es blieb nicht dabei, daß eine Grenze gezogen war und eine fremde Siedlung im Moor lag, und daß er nicht mehr zu seinem Dorf gehörte.

Eines Tages kamen sie zu ihm und radebrechten es ihm auseinander: Du mußt deine Kinder in unsere Schule schicken, von jetzt ab!

Sie meinten die Schule in der neuen Siedlung.

Hermann Brödde lachte nur und ließ sie stehen. Er schickte auch seine Kinder nicht in die Schule.

Aber dann mußte er sie doch hinschicken. Er schrie es ihnen



ins Gesicht: „Was kümmert ihr euch um mich! Ich gehöre nicht zu euch! Meine Kinder gehören nicht zu euch! Laßt mich in Ruhe!“

Aber sie sagten: „Doch, ihr gehört jetzt zu uns.“

Und sie zeigten ihm schwarz auf weiß, daß alle, die so wie Hermann Brödde östlich der Grenze wohnten, ihre Kinder nun in die fremde Schule schicken mußten. Sie sagten ihm, daß er dazu gezwungen würde, wenn er es nicht täte.

Da sah der Moorgänger seine Kinder an, die drei Knaben, die es jetzt anging; er sah sie lange prüfend an: ihre hageren, knochigen Körper, ihre gelben Schöpfe und ihre graublauen Augen, ihren Gang und ihre Bewegungen — und er sah zum erstenmal, wie ähnlich sie ihm doch waren, und daß sie einmal genau so werden würden wie er . . . Da dachte er, daß ihnen das Fremde nichts antun könne, und er schickte die drei in die Schule, weil es so sein mußte. In den folgenden Wochen beobachtete er sie heimlich, doch sie waren unverändert. Wenn sie aus der Schule zurückkamen, steckten sie im Moor wie immer bei den Kühen, an den Gräben, im Erlenwald, und zuweilen balgten sie sich; der Moorgänger sah ihnen von ferne zu, er lauschte auf ihre Stimmen, aber die waren wie immer — alles an ihnen war wie immer, und er wurde ruhig. Sie kamen auch nie auf den Gedanken, außerhalb der Schulzeit in die Siedlung hinüberzugehen, um etwa mit den andern Kindern zu spielen — nein, sie waren im Bruch zu Hause und nirgends sonst . . .

Das waren seine drei Söhne; Andreas, Paul und Nikolaus hießen sie, und der jüngste, Nikolaus, war jetzt sieben Jahre alt.

Andreas . . . dachte der Moorgänger. Vielleicht übernimmt der einmal den Hof. Er war schon einen Kopf größer als die beiden andern.

Weiter dachte er nicht — an den zweiten, an den dritten. Hatte er nicht einmal gelacht und gerufen: Immer mehr! Immer mehr! Das Moor ist groß, das Moor braucht euch alle!

Nun schwieg er und suchte es zu vergessen, und das Moor lag stumm und tot um seinen Schmerz.

Dann kam der Abend, an dem der Moorgänger seinen dritten Sohn schlug; er schlug ihn ohne Erbarmen, finster und schweigsam, bis ihm das Blut aus dem Gesicht rann; und er schlug immer weiter, mit verschlossenem Mund, ohne ein Wort, und dann stieß er ihn in eine Ecke, und er selbst ging fort.

Denn eines Abends, als sie am Tisch saßen, geschah es, daß Nikolaus Brödde, der siebenjährige dritte Sohn des Moorgängers, auf das Brot zeigte und dabei ein fremdes Wort sagte.

„Chleb . . .“, sagte er, ein fremdes Wort, das keiner verstand; in seinem Gesicht war etwas Neugier und etwas Stolz, und er lachte dabei ein wenig.

Der dritte Sohn zeigte auf das Brot, das sie aßen, und sagte ein fremdes Wort; er sagte es und dachte sich wohl nichts dabei.

Der Moorgänger aber drehte sich langsam mit dem Kopf, und mit dem ganzen Körper dann, zu ihm herum, er starrte ihm ins Gesicht, sein Gesicht wurde auf einmal reglos, als ob er noch einmal angespannt hinhöre . . . als könne er es geträumt haben . . . Aber es klang noch immer durch die Stube, das fremde Wort, es war, wie wenn eine Schindel vom Dache gefallen wäre und einen getroffen hätte — es war gefallen. Nikolaus Brödde war es gewesen. Da stand der Moorgänger auf, er legte das Messer auf den Tisch, er ging zu dem Knaben herüber, nahm ihn mit der Faust im Nacken und hob ihn aus dem Stuhl; er stellte ihn vor sich hin und schlug ihn; er sagte kein Wort dabei.

Er schlug ihn ins Gesicht, er schlug immer wieder, daß ihm das Blut aus der Nase rann; aber es war zuletzt, als ob er gar nicht mehr an den Knaben denke — als ob er ihn nur schlagen müsse in einem unsagbaren Schmerz über ein Unabwendbares, vor dem seine harte, schwierige Hand hilflos und ohnmächtig war.

Und als er dann hinausging, ging er wie einer, der selber geschlagen worden ist bis aufs Blut —

Draußen im Moor blieb er stehen und schüttelte den Kopf. Er lauschte; das Moor lag dunkel, er schüttelte wieder den Kopf und ging weiter.

Er ging nun über die Brücke, die nach dem Dorf führte; es war noch etwas Licht am westlichen Himmel, wie ein schmaler Glanz lag es über den fernen Wäldern, und alles war sehr still unter ihm.

Als die Dämmerung das Land verhüllt hatte, kam der Moorgänger in das Dorf, das hinter der Grenze lag. Er ging in das Gehöft, aus dem es ihn einmal hinausgetrieben hatte in das Moor; er trat schweigend in das Haus und blieb in der Tür stehen.

Sie blickten vom Tische auf, um den sie saßen, und sie wunderten sich, weil es der Moorgänger war.

Und sie wunderten sich, als er fragte, ob sie einen Jungen brauchen könnten zum Kühehüten. Sie sahen, daß in seinem starren Gesicht ein tiefer Schmerz verborgen war, der sie seltsam anrührte, und sie sagten: Ja.

Da sagte der Moorgänger, daß er ihnen am nächsten Tag seinen Andreas schicken würde.

Sie nickten; dann ging er wieder aus der Tür fort, sie sahen ihm nach und redeten eine Weile nichts.



Sie sahen noch, wie er in das nächste Gehöft ging, und wie er nach einer Weile herauskam und noch weiter ging.

Aber es war nun so dunkel, daß sie nichts sahen als seine hohe, hagere Gestalt, die im Dunkel ragte wie ein harter Baum, dem ein Sturm die Krone abgebrochen hat . . .

\*

So gab der Moorgänger seine drei Söhne an das Dorf zurück, damit das Fremde sie nicht haben sollte, und als es an der Zeit war, gab er er auch seine drei Töchter an das Dorf zurück.

Nur er selbst, mit dem Weib, das ihm diente, blieb in dem Moor, das im Osten liegt, nur ein paar Steinwürfe von dem Dorf entfernt, aber in einer Einsamkeit, die größer ist als der Raum der Gestirne. Denn wer ist einsamer als das Herz, das kein Vaterland haben darf.

Und diese Einsamkeit kam nun auch über das Herz des Mannes, der aus dem Dorf in das Moor gegangen war und es erfuhr, daß das Herz mehr besitzen muß als das Stück eigen Land, und als das Feuer unter dem eignen Dach — daß es ein Land besitzt, das größer ist als das eigen Land, und daß ein Feuer in ihm brennt, das in vielen

Herzen brennt — und daß es von diesem Besitz nichts verlieren darf.

Das Moor ist still, und ewig geht der Wind darüber hin mit seinen Stimmen. Wenn er vom Osten kommt, so sind es fremde Stimmen, und wenn er vom Westen kommt, so trägt er Stimmen über eine Grenze herüber, vertraut, aber unerreichbar fern. Und der Wind erstirbt im einsamen Bruchland, zwischen Birken und Erlen, und das Moor liegt still.

Aber vielleicht geht wieder einmal aus ihm der Ruf an einen, daß es ihn von den Weiden fortreibt und er ihm folgen muß, ein Hütejunge, über die Grenze hinüber in das Land, das sein Vater errang . . . Dann findet er die junge Erde, schwarz und glänzend liegt sie da, und sein Herz wird ruhig daran.

Wenn dies aber sein kann, Hermann Brödde, dann mußt du selbst diese Einsamkeit ertragen. Sieh zu dem Dorf hinüber, das fern liegt; der Schein des Abends ist darüber. Du kannst nur die Kronen seiner uralten Bäume sehen, mehr nicht.

Ertrage es und warte.

Raum streift mit seinem Saum der Wind

der kalme Bürgergeschlecht,

sie bücken willig sich und geschwind

und rücken sich wieder zurecht.

Die Birke tanzt, wie der Sturm sie faßt,

lang zittern die Zweige nach,

die Kiefer stemmt sich stöhnend der Last

und biegt sich, ehe sie brach.

Komm an, du reisiger Himmelssohn,

versuch dich an Eichenholz!

zerbrich den Ast, verwüste die Kron!

Nur starrer wird Trotz und Stolz.

Theodor Gollnisch



# DIE SLAWEN

V O N H E I N Z B R A U N E R

Ein Blick auf die Karte des deutschen Volksbodens in Europa zeigt uns, daß unsere östlichen und südöstlichen Nachbarn, abgesehen von den baltischen Völkern und den Madjaren, die Slawen sind. Ebenso wie Deutsche, Dänen, Schweden, Norweger, Friesen, Holländer und Engländer aus sprachlichen Gründen zu einer Sprachfamilie, der germanischen, gehören, kann man auch die slawischen Völker zu einer Sprach- und Völkerguppe zusammenfassen.

Ähnlich wie die Germanen haben sich auch die Slawen im Laufe der Geschichte von einem verhältnismäßig kleinen Ausgangsgebiet aus rasch verbreitet und so ihr Sprachgebiet beträchtlich erweitert. Diese Entwicklung ist jetzt noch nicht abgeschlossen. Sie geht in unseren Tagen weiter, indem sie sich als raum- und bevölkerungspolitischer Druck auf die benachbarten Völker auswirkt und noch auswirken kann. Begünstigt wird sie durch den starken Geburtenüberschuß der meisten slawischen Völker. Für diesen steilen Aufstieg sprechen folgende Stufen der Bevölkerungszahl aller Slawen: 1845 rund 75 Millionen, um 1877 82,2 Millionen und 1928 rund 179 Millionen. Die Entwicklung des letzten Jahrzehnts, für das keine genauen Zahlen vorliegen, dürfte die Slawen fast an die 200-Millionen-Grenze herangeführt haben.

Das heutige slawische Sprachgebiet umfaßt im wesentlichen Osteuropa, Teile von Mitteleuropa und der Balkanhalbinsel. Dazu kommen noch weite Gebiete Nord- und Mittelasiens. Man teilt es wissenschaftlich in drei Gruppen ein, in eine ost-, west- und südslawische. Zu den Ostslawen, die die stärkste Sprachgruppe darstellen, rechnet man Großrussen (1928 rund 72 Millionen), Kleinsrussen oder Ukrainer (1928: rund 45 Millionen) und Weißrussen (rund 10 Millionen). An sie schließen sich die Westslawen an, zu denen die Polen (rund 25 Millionen), Slowaken (2 bis 3 Millionen), Tschechen (6 bis 7 Millionen) gehören und die einmal auch die ausgestorbenen, zahlenmäßig nicht sehr starken slawischen Stämme zwischen Elbe und Weichsel umfaßten.

Räumlich durch Deutsche, Rumänen und Madjaren von den West- und Ostslawen getrennt, ist die dritte Gruppe der Slawen, die Südslawen. Zu ihnen gehören Bulgaren (4,5 bis 5 Millionen), Serbokroaten (fast 10 Millionen) und die Slowenen (1,5 bis 2 Millionen).

Genauere Zahlen und Grenzen anzugeben, ist nicht möglich, weil die heutigen Sprachgebiete der verschiedenen slawischen Völker nicht in sich geschlossen sind. In allen Teilen der einzelnen slawischen Sprachgebiete wohnen die Slawen nicht nur unter sich, sondern in starkem Maße auch mit anderen Völkern gemischt. Im südslawischen Bereich sind es Albanier, Griechen, Madjaren und Türken, im ostslawischen Juden, finnische und turktatarische Völker, im westslawischen außer Juden, Madjaren und Rumänen noch baltische Volksgruppen. Und überall, in allen drei Hauptgruppen der slawischen Sprach- und Völkerfamilie treffen wir Deutsche an, in den verschiedenen Landesteilen Polens, in Wolhynien, der Ukraine, dem Wolga- und Kaukasusgebiet, in Sibirien, in der Dobrudscha, im Banat, Batschka, Slawonien und der Gottschee, in der Slowakei, im karpatenrussischen Gebiet und im Buchenland. Diese deutschen Siedlungsgebiete in slawischer Umwelt sind ein Beweis für die Bedeutung des Deutschtums den verschiedenen slawischen Völkern gegenüber und für eine schon lange vorhandene kulturelle, geistige und geschichtliche Wechselseitigkeit.

Ähnlich wie bei anderen Völkern ist auch bei den Slawen die Frage nach deren „Urheimat“ oft gestellt und verschieden beantwortet worden. Das heißt, man versuchte, das Wohngebiet der slawischen Stämme vor deren Eintritt in die Geschichte näher zu bestimmen und zu begrenzen. Wortvergleichung, geschichtliche, völkische und sprachliche Gründe ließen den weitaus größten Teil Wissenschaftler, die sich mit der Frage der „slawischen Urheimat“ beschäftigten, zu einem gleichen Ergebnis kommen. Und so gilt heute das Bild, das am ausführlichsten Niederle in seinen „Slawischen Altertümern“ entworfen hat, wo er das Wohngebiet der



Slawen für die urflawische Zeit (ungefähr 400 v. Jw. bis 400 n. Jw.) umreißt. Die Nordgrenze dieses urflawischen Raumes wird durch die Sumpfsgebiete auf beiden Seiten des Pripet gebildet und reicht über Tschernigow bis zur Mündung des Seim in die Desna. Dort beginnt die Ostgrenze, die über Tscherkassy am Dnjepr bis an den mittleren Pruth und Sereth reicht, vom Buchenland ab sind dann die Karpaten und Beskiden die Südgrenze; die westliche Begrenzung wird eine Linie von den Westbeskiden zum Bug gewesen sein. Wenn hier von Grenzen die Rede war, so ist es klar, daß nicht Scheiden in unserem Sinne gemeint sind. Dort, wo die Natur zunächst Halt gebot (Kokitnosümpfe, Karpaten), da mögen dieselben scharf und eindeutig gewesen sein. Nach Westen und Osten jedoch wird man von breiteren Grenzgürteln sprechen müssen, die durch die Oberflächengestalt des geräumigen osteuropäischen Flachlandes bedingt waren.

Dieses Siedlungsgebiet der slawischen Stämme bis zum Beginn ihrer Ausbreitung, das sich also über Teile des heutigen Polens, der Ukraine und Weißrußlands erstreckte, lag am Rande der großen Waldzone in dem breiten Streifen der Wald- und Moorsteppe. Dieses gewaltige Flachland, das nirgends über 400 Meter Meereshöhe ansteigt, wird von den größten und wasserreichsten Strömen Europas durchflossen, die fast alle bis zu ihren Quellgebieten herauf schiffbar sind.

In diesem Gebiet wohnten vor ihrem Eintritt in die Geschichte die einzelnen slawischen Stämme als Bauern, Fischer und Jäger. Aus eigener Kraft sind die Slawen in der vorgeschichtlichen Zeit zu keiner staatlichen Bildung gelangt. Die ersten Formen staatlichen Zusammenschlusses, und darüber wird weiter unten noch die Rede sein, geschahen von fremder, nichtslawischer Seite her. Familienweise saßen kleinere slawische Gruppen, lose über das Land verstreut, zusammen. Der Familienvater, der Älteste der Sippe, beherrschte und leitete die kleinen Gemeinwesen, soweit von einer Leitung in unserem Sinne dabei die Rede sein kann. Über die Kultur der Slawen, ist nur wenig bekannt. Die Funde zeigen jedoch, daß die Kulturstufe, auf der sie sich befanden, bedeutend tiefer und einfacher war als die der Germanen der damaligen ur- und großgermanischen Zeit (Bronze- und Eisenzeit). Auch über das religiöse Leben ist wenig bekannt. Das heißt, die Nachrichten über einen slawischen „Götterhimmel“ dürften wohl erst für spätere Zeit zutreffen. Sehr wahrscheinlich ist — und dafür sprechen nicht nur einige schriftliche Überlieferungen und der Vergleich oft noch lebender Sitten und Gebräuche —, daß ein ausgedehnter Ahnen- und Totenkult bei allen slawischen Stämmen vorhanden war. Dazu kam sicher ein Geister- und Dämonenglauben, der Wald, Flüsse und Berge von

geisterhaften Wesen erfüllt sah. Die verschiedenen Götternamen, die uns mittelalterliche Geschichtsschreiber bei einzelnen slawischen Völkerschaften nennen, sind nicht allen gemeinsam. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man sie während der Zeit der Ausbreitung erst von andern Völkern übernahm und ihnen dann slawische Namen gab (Triglaw, Dschbog, Swarog u. a.). Ja, beim Donnergott Perun ist es durchaus möglich, daß er weiter nichts als eine „Übertragung“ des nordgermanischen Bauern- und Donnergottes Thor sein dürfte.

Die Nachbarn der slawischen Stämme waren schon in der Bronzezeit die Germanen, im Norden baltische und finnische Völker, die einmal die ganze nördliche Hälfte Osteuropas bis zum Rand der Waldsteppe innehatten und im Süden, in den Schwarzmeergebieten, die verschiedensten aus dem Osten hereinbrechenden Nomaden- und Reitervölker iranischer und turktatarischer Herkunft. Besonders eng waren schon in der frühslawischen Zeit die Beziehungen zu den baltischen Völkern und zu den Germanen. Die Vorgeschichte des Ostraums zeigt uns in immer stärker werdendem Maße, welche Rolle die Germanen im Verlauf der großgermanischen Zeit (750 v. Jw. bis 800 n. Jw.) spielen. Ob es die Frühgermanen sind, die sich im 3. und 2. Jahrhundert vor der Zeitenwende von Ostdeutschland, über Polen bis zum Schwarzen Meer verschieben, die einzelnen ostgermanischen Stämme in der Zeit vor der sogenannten Völkerwanderung oder die Wikinger, sie alle haben im stärksten Maße die geschichtliche und kulturelle Entwicklung der Slawen mitbestimmt.

Eine große Zahl entlehnter Wörter aus dem Germanischen spricht dafür, daß die Herrschaft der Ostgermanen, besonders der Ost- und Westgoten, im osteuropäischen Raum nicht nur politisch-staatlich, sondern auch kulturell formend war und wirkte. Denn ohne diese starken germanischen Einflüsse und ohne die Aufnahme und das Übergehen germanischen Blutes in das Slawentum ist dessen Entwicklung in geschichtlicher Zeit kaum zu verstehen.

In der Zeit der slawischen Ausdehnung, die frühestens im 5. Jahrhundert einsetzt, können wir zwei Abschnitte unterscheiden. Zunächst beginnt die Zeit der Süd- und Westbewegung, die im 8. Jahrhundert ihre größte Ausdehnung bereits wieder überschritten hat, während seit dem 9. Jahrhundert die Ausweitung des slawischen Volks- und Sprachgebietes im osteuropäischen Raum begann, die bis in unsere Zeit hineinreicht.

Der erste Abschnitt, die Westwanderung, hat zwei Ursachen. Der Ansturm der Ostvölker, besonders der Hunnen, denen später andere Nomadenvölker Asiens folgten, zerbrach die Gotenreiche und ließ einen Teil der Ostgermanen abwandern. Die meisten Slawen kamen nun unter hunnische



und nach dem Zerfall dieses Reiches unter awarische Herrschaft und gelangten so in deren Gefolge weiter nach Süden und Westen an die Grenzen des einstigen römischen Reiches. Nach 518 werden das erstmal Slawen genannt, die an der unteren Donau erschienen waren. Im 6. Jahrhundert überschreiten sie bereits die Donau und brechen auf der Balkanhalbinsel ein, wo sie sich damals niederließen, während sie zur gleichen Zeit in den Ostalpentälern und im böhmischen Raum auftauchten. 595 erfolgte der erste Zusammenstoß zwischen Bayern und Slawen im Ostalpengebiet. Für uns bleibt hierbei wesentlich, daß es in den zeitgenössischen Berichten ausdrücklich heißt, daß der Awarenfürst diesen Kampf unterstützte. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir die Niederlassung der Slawen in Böhmen, in Kärnten und der Krain als eine Maßnahme der Awaren betrachten, die ihre Grenzgebiete sichern wollten. Selbst waren sie wahrscheinlich zahlenmäßig zu schwach, um diese Länder zu besiedeln und dem westgermanischen Bevölkerungsdruck, der in östlicher Richtung wirkte, einen Halt entgegenzusetzen. Ähnlich wie in Südosteuropa war auch die Entwicklung, die die slawischen Stämme aus ihrem ursprünglichen Wohngebiet nach Norden und besonders nach Westen führte. Hier waren sicher die ostgermanischen Bevölkerungsreste zu Führern der slawischen Stämme geworden, die nördlich des Pripiet und im oberen Dnjeprgebiet die baltischen Völker nach Westen abdrängten. Diese Tatsache wird übrigens auch von der heutigen litauischen Geschichtsforschung vertreten, und für sie sprechen auch die Untersuchungen über die einstige Verbreitung der baltischen Orts- und Flußnamen in Rußland. Die Entwicklung im ostdeutschen Raum dürfte wesentlich anders verlaufen sein. Vorgeschichtliche Funde, deren Zahl sich ständig vermehrt, sprachliche Gründe und geschichtliche Nachrichten, die von einer fortbauenden germanischen Besiedlung zeugen, zeugen immer deutlicher davon, daß germanische Großbauern auf ihrer alten Scholle sitzengeblieben waren. Und es wird sich hier sicher ein Gleiches abgespielt haben, wie wir es aus dem 19. und 20. Jahrhundert kennen. Die Slawen unterwanderten den ostdeutschen Raum und bildeten wohl eine sich rasch vermehrende Unterschicht, deren Sprache allmählich auch von den germanischen Bauernresten angenommen wurde. Wir dürfen nicht glauben, daß diese slawischen Völkerschaften Ostdeutschlands der Volkszahl nach sehr stark waren. Schon ein Blick auf eine Karte der früheren Waldbedeckung Schlesiens läßt uns verstehen, daß in den damaligen waldfreien Gebieten bei der einfachen Form der Ackerbestellung keine sehr große Bevölkerung gelebt haben konnte.

So hatte im 8. Jahrhundert die Westgrenze des slawisch-germanischen Mischgebietes im wesentlichen Elbe, Saale, Böhmerwald und die Ostalpen erreicht. Darüber hinaus

saßen in vielen Teilen des fränkischen Reiches Slawen als Landarbeiter und als Knechte auf den Herren- und Klostergütern. Seit dem 8. Jahrhundert beginnt dann die Rückgewinnung des deutschen Volksbodens, die die Westgrenze des slawischen Sprach- und Volksgebietes weiter nach Osten zurückdrängt.

Damals setzte auch die große slawische Ostbewegung ein. Auch hier sind es Germanen, und zwar Wikinger, die an der Spitze des russischen „Dranges nach Osten“ stehen. Vom Dnjeprgebiet aus geht es nach Norden und Osten in den Bereich baltischer und finnischer Völkerschaften, die allmählich verdrängt und aufgesogen werden. Um 1000 haben die ostslawischen Stämme unter wikingischer Führung das Land bis zum Südufer des Ladogasees, bis zum Oberlauf der Wolga und des Dons in ihren Besitz gebracht.

Es ist hier vielleicht am Platz, über die slawischen Staatenbildungen zu sprechen, die seit dem 9. Jahrhundert entstehen. Bei keinem slawischen Volk und Stamm geschah diese durch Slawen selbst. Bei den Bulgaren war es ein asiatisches Nomadenvolk, das dem Staate Form und Namen gab; bei den Tscheden und einem Teil der Elbslawen hörten wir 623 bis 624 das erstmal von einer staatlichen Zusammenfassung durch den frankischen Kaufmann Samo. Die ersten staatlichen Gebilde der übrigen West- und Ostslawen sind ohne die Wikinger gar nicht zu denken. Hier muß einmal ein künftiger, zusammenfassender Bericht über Wikingerfunde, wikingische Sprach- und Namensüberlieferungen im gesamten Ostraum all das uns Bekannte zusammentragen. Er würde uns zeigen, daß die Waräger als Kaufleute und Krieger über die Ostsee kamen, die großen Ströme herauf-führen und im slawischen Gebiet ihre kleinen Gefolgschaftsstaaten errichteten. Später entstanden aus diesen die Reiche von Naugart (Nowgorod) und Kiew an der Verkehrsstraße von Nordeuropa nach Byzanz, und das erste polnische Reich des Normannen Dago.

Dieser kurze Überblick über die Ausbreitung der Slawen, der nur sprunghaft und andeutend sein konnte, zeigte doch eins: Die slawische Ausdehnung, die mit dem 5. Jahrhundert einsetzt, geschah fast nur unter awarischer und germanischer, also fremder Führung, und auch die ersten slawischen Staatengründungen sind ein Werk germanischer Menschen. Mit dem 8. Jahrhundert, nachdem der Höhepunkt der slawischen Westausdehnung erreicht war, setzt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Slawen ein. Es beginnt nun eine zähe tausendjährige Auseinandersetzung der Deutschen mit dem Slawentum, das heißt besonders natürlich gegen die an den deutschen Volkskörper grenzenden West- und Südslawen. Diese entscheidende Tatsache muß uns eine mahnende Aufforderung sein, uns mit der benachbarten slawischen Welt zu beschäftigen und in sie Einblick zu gewinnen.



# EIN MORGEN AN DER ODER

V O N   A R N O L D   U L I T Z

Der Maler träumte vom 27. September 1915. Sie gingen in Schwarmlinien durch ein Wäldchen vor. Schrappnells prasselten als tödlicher Gießkannenguß in die Wipfel. Ein Schmerz traf seine rechte Schulter, es war nur wie von einem starken Stockschlag, es war wohl nichts, woran man sterben konnte. Er wollte mit eigener Kraft zum Verbandplatz, aber von der verwundeten Schulter quoll ein Wehgefühl wie langsame, schwere, glühende Lava in den Arm hinein und über den Rücken hinab, bequoll und durchquoll jedes einzelne Glied, und als er sich aufraffen wollte, stürzte er aufs Gesicht. „Kam'rad! Kam'rad!“ seufzte er wie erstickend. Ein Sanitäter schmiß sich neben ihm auf den Bauch. „Nu, Hannes, wo hat's dich denn? Ich seh ja nisch!" „Rechte Schulter.“ „Das da? Heimatschuß!“ „Wirklich? Ich kann so schwer atmen, ob's etwa die Lunge...?“ „Quatsch! Spuckst du denn Blut? Na, also! Wunderschöner, kugelrunder Heimatschuß, sag ich dir, Hannes...“ Da hauchte durch jede Zelle des schmerzenden Körpers unsäglich Seligkeit: „Ich werde nach Hause kommen!“ Und die Sanitäter trugen ihn, ach, war das schön!

Kinder und Kranke werden getragen. Getragenwerden ist geliebt werden und wieder heimkehren zur liebendsten Trägerin auf aller Welt, zur Mutter, und ins Dunkel heimkehren, in Schoßwärme, Schoßdunkel. Es ist so schön und so gut! Getragenwerden und schlafen. Alle Schmerzen werden sanft!

Johannes, der selige Schläfer, wußte nichts von seiner Seligkeit und war doch ganz von ihr erfüllt. Am Morgen entfann er sich schwach, er habe irgend etwas vom Kriege geträumt, nichts Schreckliches, nein, aber mehr wußte er nicht, und dennoch waren ihm seit diesem Schlaf und diesem Traum Leib und Seele gesegnet und spürten und genossen jenseits des Denkens, des Wissens und der Worte, daß etwas Gewaltiges und Gutes geschehen war. Diese Nacht war der Anfang seiner wunderbaren Heilung und Heimkehr.

Er erwachte von einem ungeheuer starken, jammernden Dröhnen und war ratlos, wo er sei, und wie er hergekommen. Durch zwei niedrige Fenster, die dicht nebeneinander lagen, strahlte ein herrliches Grün. „Bäume!“ sagte er staunend wie ein Wüstenwanderer. Er sprang aus dem Bett, weil er sehnsüchtig nach dem grünen Leuchten und der Luft war, da erkannte er, daß er in Kleidern geschlafen hatte, und schämte sich wie ein unartiger Knabe und prüfte ängstlich, als seien Schläge zu fürchten, ob er die weißen Bezüge nicht gar zu scheußlich besudelt habe. „War ich denn betrunken?“ Aber sein Kopf war klar und frei. „Herrgott, muß ich müde gewesen sein! Eigentlich eine Blamage.“ Da war wieder das elephantisch gewaltige Dröhnen. Er trat an eines der Fenster und sah zwischen den Stämmen mächtiger Buchen und Kastanienbäume hindurch den glänzenden Fluß. Zwei Schleppzüge begegneten einander und warnten mit heulenden Signalen. Die Dampferschloten gurgelten erdig-schweren, schwarzen Qualm in den reinen Himmel, aber die Bläue verschlang das Schwarze, zerlöste es zu nichts und behielt ihre leuchtende Reinheit. Die langen Leiber der schwerbefrachteten Kähne lagen tief im Wasser, nur der Bug war bei jedem hochgezimmert und brannte rot oder leuchtete grün oder schimmerte mit schneeweißen Streifen, und jeder Bug umhegte eine Kajüte mit ein paar funkelnden Fensterchen. In jeder Scheibe schäumte Morgengold, und auf den Dächern der Kajüten blühten Rosen, Pelargonien und Petunien, rot, gelb, violett und weiß aus hellgrün gestrichlenen Kästen. Männer mit bronzenen, nackten Oberkörpern stakten mühselig und halfen ihren mit Kohle, Kies und Ziegeln beladenen Kolossen aus der Mitte des Flusses näher ans Ufer weichen. Ihre Frauen saßen auf den lichtbeströmten Kajütendächern hinter den Blumenkästen, pukten ziegelrote Rüben oder zupften Salat oder schälten Kartoffeln, und die stumpfbraunen Schalen ringelten sich und fielen in den Fluß, aber die geschälten Knollen blitzten, ehe sie spritzend



in einem Topf verschwanden, edel wie Elfenbein in den braunen Frauenhänden. Und nackte Kinder sonnten sich eidechsenfelig oder turnten mit leichten, lichten Füßen über das Geröll der kristallisch funkelnden Kohlebrocken oder reckten sich schlank wie zu steiler Fahrt in den Himmel hinauf und winkten heiter dem Fährhaus zu, das hinter seinen Kastanien und Buchen an der Erde kleben mußte. Auf jedem Kahn aber schlenkerten und schaukelten als lustige Wimpel bunte Hemden, Hosen, Tücher und Strümpfe an Wäscheleinen, und auf jedem stand gefährlich nahe am Deckrande ein aufgeregter, kleiner, struppiger Köter und keifte mit hoher Knirpsenstimme.

Johannes staunte so erschüttert zum heimatlichen Fluß hin, als sähe er zum ersten Male die abenteuerliche Landschaft einer lang ersehnten, fremden Welt. „Das ist die Oder!“ flüsterte er und lehnte sich weit aus dem kleinen Fenster. Aus den Baumwipfeln, vom Fluß und von unsichtbaren Wiesen her bewehrte ihn mildwürzige Luft, und es war auch ein Hauch vom Dampferqualmgestank dabei, der aber zerstörte nichts, sondern machte Wipfel-, Wasser- und Wiesenduft nur noch köstlicher. Er mußte, mußte hinunter! Er kannte die unbändige Gier, mit der das Meer eine Landratte packt und schüttelt und zieht, bis endlich die Flut den Leib und die Seele peitscht, brennt und läutert; heut war der Fluß lockender und gewaltiger als das Meer. Nur noch die Jacke warf er über, zog die Strümpfe aus, legte leichte Schuhe an, dann lief er schon die Treppe hinab, nahm jugenhaft vier und fünf Stufen auf einen Sprung und wollte zum Hause hinaus, doch da stand Richard Mahr und konnte freilich nicht einfach umgerannt werden. „Guten Morgen! Na, gut geschlafen? Und schon so früh aus den Federn? Ich hab' mir gedacht, Sie werden den ganzen Tag verpennen, so futsch war'n Sie gestern!“ „Noch früh? Gott sei Dank! Nur nicht zuviel schlafen! Schade um jede Stunde, hier ist's ja so schön! Ja, Sie sind der Wirt! Ich weiß von gestern abend gar nichts mehr, nur daß ich total erledigt war.“ Richard rieb sich die Hände und lachte behaglich: „Mal so richtig müde sein, das tut gut, was? Und jetzt zum Beispiel ein Frühstück, was? Ordentlich heißen Kaffee und zwei Eier zu. Weich oder hart, wie haben Sie's denn lieber?“ Johannes war verlegen vor so großer Freundlichkeit. „Ich weiß selber nicht, ja, weich, bitte, weich. Ich hab ans Frühstück, ehlich gesagt, noch gar nicht gedacht, ich muß erst mal ins Wasser.“ Richard war sofort aufs äußerste besorgt und hatte zehn tiefe Quersalten in der Stirn. „Aber Vorsicht, Vorsicht! Die Oder ist türkisch!“ Und er fühlte so große Liebe und Sorge, daß er sich selber lächerlich erschien, drum mußte er jetzt ein bißchen albern tun, und er drohte mit dem Finger und sagte in Trottel-sprache: „Daß mir keine Klagen kommen, Sie!“ Das war

so formelhaft und städtisch dumm, daß Johannes verärgert nickte und rasch davonging.

Und Richard folgte langsam und traurig, wie ein Kind, dem der Spielkamerad entlaufen ist, stellte sich unter die mittlere der mächtigen Kastanien, mit denen der Garten an den Fluß grenzte, und schaute dem Schwimmer sehnsüchtig nach. Johannes schwamm gut und begeistert; er schnellte sich durch das Wasser, seine Begierde, ins Tiefe zu kommen, jagte ihn, und jetzt, von der kräftigen Flut fast gewichtlos gemacht, richtete er sich auf und blickte zurück. „Er könnte eigentlich winken“, dachte Richard beleidigt, „ich mein' es doch wirklich gut mit ihm“, und er trat, um gut gesehen zu werden, ganz ins Licht hinaus ans Wasser hin. Aber der Herr dachte nicht ans Winken. Ob er schlechte Augen hatte? Es wäre übel für einen Maler! Oder ob er hochmütig war, he? Ob er erst zwanzigmal vom Rade fallen mußte, ehe er mürbe wurde und im Gastwirt Mahr einen Mitmenschen sah? Richard machte verdrossen kehrt und ging, um auf Else, August, Irma und Frida ein bißchen herumzuhacken, und er stieß mit zornigen Füßen nach dem herumgeworfenen Papier, aber da fand er einen Fehler aus einer illustrierten Zeitung, erkannte Palmen auf einem zerknitterten Bild, bückte sich, raffte den Fehler auf und studierte mit heißen Augen ein von Butter- und Wurstspuren besudeltes Stück Urwald aus Brasilien. Und geriet in sinnlose Wut, kollerte und schimpfte, brüllte die fette, watschelnde Irma an, sie solle alles Papier sammeln, dalli, dalli, und den ganzen Drecksaufen in den Fluß schmeißen, und er wollte dem Fluß was Böses und Gemeines antun, weil der Schwimmer da draußen ihn so liebte.

Johannes dachte nichts; nur fühlen, nur Schmecken war sein gegenwärtiges Amt und eine berauschte Lust. Er zog im Wasser die Badehose ab, die sich fast ganz in einer Faust zusammenknäulen ließ, und jetzt war die Luft vollendet. Hals, Brust, Rücken, Bauch und Beine, jedes winzige Stückchen Haut schmeckte die strömende Kühle, trank sich mit Kühle voll und leitete sie ins Innere fort. Und jedes Stückchen Haut wurde veredelt. Es war, als heilten Geschwüre eines Ausfägigen mit einem Schlage ab. Er spürte seinen Leib als etwas fremdes und zugleich als geliebtestes Eigentum. Das Gleisen am vorwärtsgestoßenen Arm war so schön, daß er sich in die eigene Haut verliebte, und er suchte mit Sinn und Mund den Oberarm und ledete das Flußwasser von der Haut. Es war eine klare, grüne Flut, der Unrat städtischer Kanäle und Fabriken trübte sie in dieser Gegend nicht, und sie machte ihn so trunken, daß er wieder und wieder untertauchte. Noch hatte er keine Zeit, zum Fährhaus, das ihn gestern Nacht gerettet hatte, zurückzublicken, nur das Wasser erlebte er in dieser ersten Viertelstunde, und nun legte er sich auf den Rücken als



„toter Mann“ und ließ sich treiben und tragen in träumerischer, träger Seligkeit.

Kinder und Kranke werden getragen. Getragen werden ist geliebt werden und wieder heimkehren zur liebendsten Trägerin auf aller Welt, zur Mutter! Und Schwimmer werden getragen, und die Flut ist die Trägerin und Liebende und Sorgerin und Pflegerin und übernimmt alle Last und alles Leid, bis der Getragene irdisch leicht ist. Kinder und Kranke lassen sich sinken, sinken, in Schoßwärme und Schoßdunkelheit, aber der Mann, den der liebende Fluß trägt, schwebt in unendliche Höhe. Er mußte die Augen schließen, die golddurchwobene Bläue des Himmels war zu stark, und er lächelte, wie er so trieb, trieb. Plötzlich weinte er. Er weinte vor Freude.

Und dann erwachte er, lachte laut, warf sich herum, fragte: „Was ist los mit mir?“ Etwas Herrliches war geschehen, mehr wußte er noch nicht. Er schwamm ans jenseitige Ufer, sah sich nach Menschen um und blieb, da er sich völlig einsam fand, weiterhin nackt. Das Fährhaus lag weit stromaufwärts. Ein Bett aus schneeweißem Sande war ihm hier bereitet, es reichte eben für einen einzigen Menschen aus; zur Rechten und Linken war dunkelgründer, mooriger Boden, in den sich knorrige, harte, armdicke Wurzeln des wassergierigen Uferwaldes fraßen; die bauten rechts und links seinem weißen, heißen Sandbett das urwüchsige Bettgestell. Eine Erle gab ihm ihren grüngoldenen Wipfel als Baldachin, und so ruhte er ohne Wunsch und ohne Gedanken, und wie er soeben die strömende Kühle mit jeder Pore getrunken hatte, so trank er jetzt die strahlende Wärme, und sein Blut surrte vor Wohligkeit.

Aber der Hunger kam und fiel, gleichsam lärmend und tobend, als jäh geweckter, bissiger Hund, über ihn her. Und mußte ihm doch auch als Mitspieler im paradiesischen Traumspele dienstbar sein. „Gut, gut!“ lobte der Mensch den Hunger und nahm ihn für ein lebendiges Wesen. Mochte er nur bellen, gut, gut! Wenn der Hunger nicht wäre, wo bliebe die Wollust des Essens? Jetzt wird er frühstücken gehen und den Hunger still und demütig machen. „Herrgott, wird das schmecken!“ Er stand auf, die Badehofe war längst trocken und ganz heiß, und er ging unter den Uferbäumen auf morastiger Erde, die wie kühle Salbe zwischen seine Zehen glitt, und auch dies noch war schön und ein Ergötzen. Es wurde ein prächtiger Marsch.

Vögel lärmten über ihm, und es knackte und knisterte rätselhaft in den Gebüsch. Ringelnattern schnellten lautlos über seinen Weg, aufgeschreckte, dickbäuchige Frösche patschten flüchtend in grüne, tiefe Tümpel, die nahe am Ufer unter den Bäumen reglos glommen, und das Wasser gab einen dunklen, glockenhaften Ton. Nichts war böse, nichts war bedrohlich, alles war Freude und Schönheit,

weil die Sonne waltete. An vielen Stellen waren die Wipfel so unentwirrbar ineinander gewuchert, daß drunten nur ein grünes, warmes Dämmern blieb, aber zuweilen wühlte sich das Licht dennoch einen Schacht, stürzte sich herab, beströmte einen Stamm, vermähelte sich wollüstig mit seiner Rinde, und dann standen die beglückten Bäume rosafarben oder bleichgolden oder goldgrün oder kupferrot als feierliche Säulen. Manchmal auch rauschte soviel Licht durch einen dieser Schächte, daß im Gras ein kleiner Lichtsee gesammelt war, und manchmal wuchs unvermutet ein lohender Busch in der grünen Halbhelle, und wieder an anderen Orten lagen Lichtstäbe herum oder Lichtzierate oder ganze Scharen heiter verstreuter, goldener Scherben.

Diesen Wald wird Johannes künftig noch oftmals durchwandern und ihn mit allen Eigenheiten kennenlernen wie einen sehr geliebten und vertrauten Menschen. Er wird ihn auch nachts durchwandern können ohne Furcht, denn der nächtliche Wald hat sich gestern nur gegen den Fremdling gewehrt, von dem er nicht wußte, ob er der Liebe und Frömmigkeit fähig sei. Jetzt muß der Wald doch spüren, daß er noch lieben kann!

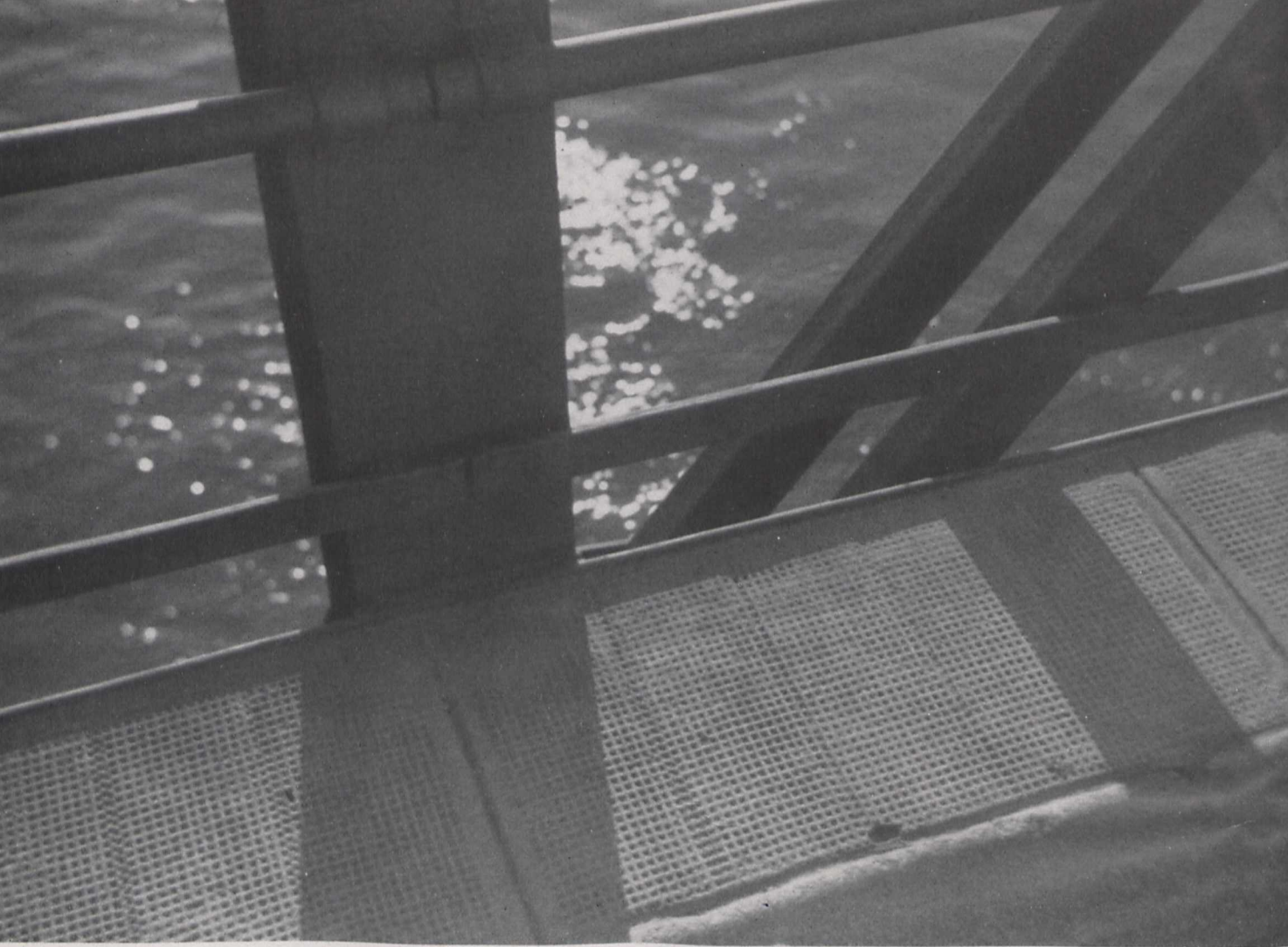
Er fand sich tief in den Anblick eines Käfers versunken, dessen Namen er natürlich nicht kannte, und der ihm in dieser Stunde sonderbar erregend schien, und er fand sich vor einem seidig gleißenden Spinnennetz, das zwischen zwei Sträuchern gespannt war, schaute lange Zeit mit verhaltenem Atem, eisig erstarrt, in das schreckliche Ruhen des regungslosen, lauerten Tiers und in das schreckliche und hoffnungslose Flügelplattern und den traurigen Wirbel der Füßchen eines verfangenen, winzigen Insekts, aber er umging im Bogen die Sträucher und wagte der Mörderin das Opfer nicht zu rauben, denn auch vor ihr noch war er scheu und demütig wie ein Gast bei einem königlichen Gönner, der Gnade und Jörn ausschüttet nach unbegreiflichen Gesetzen der Selbstherrlichkeit. Und dann fand er sich selber, wie er eine junge Birke streichelte, die hierher versprengt war und weit und breit nicht eine ihresgleichen wußte, und er liebte die weiße, glatte Rinde und dachte plötzlich daran, daß Birken die Lieblingsbäume Leonorens waren. Er errötete und runzelte unwillig die Stirn, denn Leonore war die Frau, die er vor zwei Jahren um der anderen willen verlassen hatte. Jetzt war auch die andere schon wieder verlassen, und so war's geschehen, daß er an sich selber keine Freude mehr und für sich selber keine Freundschaft mehr fühlte, und keine Lust mehr an der Arbeit und am ganzen Leben, und daß er sich ein Rad und einen grauen Sportanzug gekauft hatte und ziellos in die Welt geradelt war. Er stand betroffen und staunte tief, weil die verdrossene Flucht erst gestern geschehen, und daß er nicht weiter als siebzig oder achtzig Kilometer geflohen





AN DER ODER  
AUFN. LEINKAUF







DAS SPIEL VON LICHT UND WASSER







BUHNENSTEINE  
AUFN. PETZOLD



war; aber nun war er hier wie in einem fernen und fremden Lande, und es war doch die Heimat, aber Raum und Zeit vollzogen sich nach neuen Gesetzen, unter denen er halb furchtsam, halb hoffend erbebte.

Er hatte einen fünfjährigen Jungen, der Thomas hieß, und vor einem Vierteljahr hatte er ihn zum letztenmal gesehen, der Vater als Besucher, das einzige, eigene Kind, ja, der Vater nur als Besucher. Die jähe Erinnerung tat ihm so weh, daß er stöhnte. Alles verpfuscht und verfahren!“ schimpfte er grob, und er begann zu laufen und lief den Erinnerungen davon.

Da sah er schon den Anlegestieg der Fähre, auf dem er nachts gefessen und gerufen hatte, und als er sodann auf dem Steg stand, kein müder Mann mehr wie gestern, konnte er wieder lächeln, so friedevoll lag drüben die Zöllnerei hinter Kastanien und Buchen, und ein paar Fenster Scheiben wurden soeben vom Licht betroffen und schimmerten freundlich. Er sprang kopfüber ins Wasser und stieg nach wenigen Minuten triefend auf den jenseitigen Steg.

Er lachte dem nahhaften Segen zu, den Frida ihm aufgetischt hatte, und schämte sich ein bißchen, daß man ihn für einen solchen Dielstraß hielt. Ein Berg von Schnitten lag auf großem Teller, und jede war dick mit Butter bestrichen. In goldgerändertem Becher dampfte ein Ei, und ein zweites lag auf einem Tellerchen. Das weiße Tisch Tuch reichte nicht ganz für die lange Tischplatte, denn es war ein Tisch für eine ganze Ausflüglersippe von Großeltern, Eltern und Enkeln oder für eine ganze Schulklasse, aber es war der sonnigste zur Zeit im ganzen Garten. Die Tischbeine

waren armdicke Baumstämme, die noch ihre Borke trugen, und nur in gewisser Höhe hatten im Lauf der Jahre Menschenknie wie Hobel gewirkt. Die Bankbeine waren in die Erde gerammt, und in der Mitte der Bank konnte man wippen, wenn man Lust hatte. Die Sonne strömte schräg ihr Licht herunter, doch schon brannte sie mächtig. Sekundenlang wurde er so müde, daß ihm die Augen zufielen, dann war ihm jedes Mal, als höre er ferne Musik, und währte sogar zu erkennen, sie müsse von Mozart sein. Die Täuschung war so außerordentlich, daß er angespannt laufchte, ob nicht etwa das Radio musiziere, aber immer, wenn er die Augen öffnete, war alles wieder still. Und da erst erkannte er, daß er die Melodie des Friedens hörte, und daß es ein Schwingen und Singen von innen her war, sonst nichts, und er gab sich hin, schloß die Augen, wußte selber nicht mehr, ob er schlafte oder wachte, und wurde tief beglückt, denn jetzt drängten sich ins innere Singen noch andere Laute, die wunderbar gefügig der angeschlagenen Melodie dienstbar wurden: das Summen von fliegen und ein hohes flüstern vom flusse her, und dann, sehr plötzlich, aus allen Wäldern in der Weite die sommerlichen freudenlaute unzähliger Vögel. „Ja, hab' ich denn das alles vorher nicht gehört?“ Er lächelte. Natürlich, sie hatten gewiß schon vorher gesungen, sie warteten auf keinen Dirigenten, der ihnen den Einsatz gebot, alles Tönen aus der Luft und vom Wald und vom fluß hatte schon vorher geklungen, nur war es ihm als tiefe Stille erschienen. Hier war Musik die tiefste Stille, und tiefe Stille war hier Musik.

Der Tag ist still und wie von Reife schwer,  
ein kühler Wind streicht über leere Straßen,  
wie bunte Kugeln glüht der Dahlien Pracht,  
und weite Felder ruhen, wie verlassen.  
Es wird nun Herbst, und dieser Herbst ist klar  
wie alter Wein in breiten schweren Schalen  
und voller Farbe, die kein Sommer gab;  
aus grauen Dingen bricht ein leuchtend Strahlen...  
Uns aber wird von neuem offenbar:  
Nichts läßt sich halten, alles muß vollenden;  
des Werdens tiefstes Ziel ist doch das Reifen,  
und nur die Liebe darf sich ganz verschwenden.

Angelika Tschanter



# GRENZMARK MAGDEBURG

VON HEINRICH APPELT

Wer die heutige Karte des deutschen Volksbodens vor Augen hat, der möchte kaum glauben, daß der Gau Magdeburg-Anhalt einst heißumstrittenes Grenzland war, aus dem gewaltigste Antriebe für die Rückbesiedlung des deutschen Nordostens im Mittelalter erwachsen sind. Und doch, als die zwischen Elbe und Weichsel wohnenden germanischen Stämme im Zuge der Völkerwanderung bis auf geringe Reste abgeströmt waren, um die altgewordene Kulturwelt des römischen Imperiums mit ihrem Blute zu erneuern, da drängten ihnen allenthalben Slawen nach, und in unseren Gegenden stießen Wenden (Sorben) über die Elbe bis an die Saale vor. Zweifellos wurde ihr Vordringen dadurch begünstigt, daß die politische Kraft der Thüringer gebrochen war; das machtvolle Thüringenreich war 531 einem Angriff der verbündeten Sachsen und Franken erlegen. Zwar wurde das germanische Volkstum Thüringens durch einen Kolonisationsakt der fränkischen Könige gestärkt, die im 6. Jahrhundert Nordsee und andere germanische Volkspolster, Reste der großen Wanderungsbewegung vom Osten her, zwischen Harz und Saale ansiedelten. Das Land jenseits des flusses aber stand den Slawen offen, die um 632 ihre Angriffe auf das zwischen Sachsen und Franken eingeklemmte Thüringen begannen. Vereinzelt gelang es ihnen sogar, sich westlich der Saale niederzulassen, freilich nie unter selbständiger politischer Führung.

Zwischen den Sachsen und den Elbflawen aber tobte seither Jahrhunderte hindurch, längs einer von der Unstrut und Saale bis nach Ostholstein reichenden Front, ein leidenschaftlicher Grenzkampf, der auch unter Karl dem Großen zu keiner Entscheidung führte. Dieser gewaltige germanische Herrscher, der zum erstenmal in der Geschichte die gesamte Ostgrenze unseres Volkes von Holstein bis zur Adria in einer Hand vereinigte, hat einen Grundstein für alle späteren großartigen deutschen Osterfolge gelegt, der aus der Entwicklung nicht wegzudenken ist: er sicherte die weiten Grenzen seines Reiches durch eine schlagkräftige, militärisch

mustergültige Markenorganisation, die den ständigen Kleinkrieg gegen die feindlichen Nachbarn zu führen hatte. Mit unumschränkter Vollmacht auf dem Gebiete der Kriegsführung und Verwaltung begabt, vereinigten die Markgrafen größere Grenzgebiete als Beamte und gleichsam als ständige Vertreter des Herrschers in ihrer Hand. Immer wieder griff man in späterer Zeit nach allen Rückschlägen, die unser Volk im Osten zu überwinden hatte, auf dieses System zurück; gehen doch die Keimzellen der beiden deutschen Großmächte Preußen und Oesterreich, die Mark Brandenburg ebenso wie die Bayrische Ostmark an der Donau (Niederösterreich) letzten Endes auf jenes karolingische Vorbild zurück. Wir sehen Karl auch unmittelbar in die Geschichte des von den Sorben bedrohten Landes eingreifen, daß er während der Sachsenkriege persönlich kennengelernt hatte, als er 780, vermutlich bei Magdeburg die Elbe überschritt; auf dem berühmten Reichstag zu Diebentzen (805), auf welchem der Kaiser die organisatorische Zusammenfassung der gesamten Ostfront seines Reiches verwirklichte, tritt Magdeburg als stärkste Grenzfestung an der mittleren Elbe und als bedeutendster Umschlagsplatz für den Osthandel zum erstenmal in das Licht der Geschichte. Damals wurden zuerst mittelbische und böhmische Slawen tributpflichtig gemacht, und um die Mitte des 9. Jahrhunderts erstreckte sich von der Saale bis gegen Magdeburg hin eine „Sorbische Mark“, die sich vor allem auf das feste Merseburg stützte und einer ersten Siedelbewegung aus deutschem, vor allem ostfränkischem Blute im Lande westlich der Saale als schützendes Bollwerk diente.

Die Zeit des sinkenden und zerfallenden Karolinger-Reiches freilich, das ausgehende 9. Jahrhundert, ist eine der düstersten Epochen unserer Ostgeschichte. Furchtbarer noch als vor Karl die Awaren, brachen nun die Ungaren über die politisch zersplitterten deutschen Stämme herein, bis der erste deutsche König aus sächsischem Stamm, Heinrich der Erste, Rettung brachte. Er brannte die slawische Burg Branden-



burg im Havellande nieder, erbaute die Burg Meißen, zwang die böhmischen und lausitzer Slawen zur Huldigung und krönte, ein durch einen gründlichen Ausbau der Landesverteidigung meisterhaft vorbereitetes gewaltiges Werk, durch den Sieg über die Ungarn an der Unstrut (933), der Norddeutschland für immer von den Raubzügen dieses furchtbaren Gegners befreite. Damit war die Basis für die weiträumige Ostpolitik seines Sohnes, Ottos des Großen geschaffen, die im Magdeburg-Anhalter Gebiet von dem gewaltigen Markgrafen Gero, dem Gründer des Stiftes Gernrode, getragen wurde. Östlich der Saale erstand zum Schutz Thüringens die Mark Zeitz, an die sich im Norden der Merseburger Markbezirk angeschlossen; Meißen wurde Mittelpunkt einer Mark an der Elbe. Darüber hinaus aber erstreckte sich der unmittelbare Machtbereich Geros ins Wendland, dessen Stammsitz in den nordöstlichen Harzlanden lag. Mit der militärischen aber wurde, dem Geiste der Zeit und der ottonischen Reichspolitik entsprechend, die kirchliche Organisation aufs engste verbunden.

Magdeburg, der hervorragendste Handelsplatz und die stärkste Festung an der sächsischen Ostfront, wurde vom Kaiser zum Sitz eines neuen Erzbistums erhoben (968), das die Aufgabe hatte, im Anschluß an die deutsche Vorherrschaft im Osten das Christentum unter den Slawen zu verbreiten, um sie so für die Aufnahme der deutschen Sprache und Sittung vorzubereiten und auch kirchenpolitisch dem Einfluß des Reiches zu unterstellen. Ein kriegerischer Geist erfüllte diese deutsche, den heidnisch-slawischen Osten missionierende Kirche. Die Bischöfe waren in jener Zeit Söhne des deutschen Adels, nicht vom römischen Papst, sondern vom deutschen König ernannt; sie galten im Gegensatz zur späteren Entwicklung als dem Herrscher treu ergebene Reichsbeamte. Daß Otto der Große gerade Magdeburg zum Zentrum des Missionsgebietes wählte, ist kein Zufall; von dem sächsischen König, der nach Italien zog, um die Kaiserkrone zu erwerben und das Werk Karls des Großen fortzusetzen, darf man sagen, daß er wie kein anderer Herrscher des deutschen Mittelalters innerlich mit den Ostfragen verbunden war. Sein Lieblingsaufenthalt war von Jugend an seine Pfalz zu Magdeburg, die aus dem karolingischen Königshof hervorgegangen war; hier weilte er so oft, daß man seine Vorliebe für die Stadt, in deren Dome er begraben liegt, mit dem Verhältnis Karls des Großen zu Aachen vergleichen darf. Reich hatte er auch das von ihm geschaffene Erzbistum mit Land beiderseits der Elbe beschenkt, denn auch die so entstehende geistliche Grundherrschaft sollte der Festigung der Verhältnisse im umkämpften Grenzgebiet dienen.

Ähnlich wie unter den letzten Karolingern erlitt unsere Ostpolitik auch unter Otto II. und Otto III. schwere Rückschläge.

Zwar gelang es unter Kaiser Heinrich II., der Gefahren Herr zu werden, die um das Jahr 1000 von dem mächtigen Polenreich Boleslaus des Kühnen her drohten; ein Fehlschlag allerdings war nicht mehr gutzumachen: Durch die von der römischen Kurie wärmstens begrüßte Stiftung eines selbständigen polnischen Erzbistums genesen, wurde der kirchenpolitischen Einflußnahme Magdeburgs auf dem Wege der Mission im Geiste Ottos des Großen eine Schranke gesetzt. Im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts endlich lähmten die stets aufs neue aufflammenden Kämpfe zwischen Sachsen und dem König Heinrich IV., zwischen Papsttum und Kaisertum die Schlagkraft des deutschen Volkes an der Ostfront.

Erst das 12. Jahrhundert bringt den mehr als 500jährigen Kampf zwischen Deutschen und Elbslawen zum siegreichen Abschluß; zwar nahm das Reich unter dem Sachsenkaiser Lothar von Supplinburg und unter dem Staufer Friedrich Rotbart an der Neuordnung der Dinge im Osten entscheidenden Anteil, der eigentliche Kampf und Sieg aber war, den Territorialfürsten vorbehalten, allen voran dem Sachsenherzog Heinrich dem Löwen, dessen Sturz durch Kaiser Friedrich Rotbart freilich wieder die deutsche Machtstellung im Nordosten schwächte, und dem brandenburgischen Markgrafen Albrecht dem Bären aus dem Hause Askanien-Anhalt, dessen Machtbereich sich über die Saale, bei Dessau über die Mulde und über die Elbe nach Zerbst vorschob; von dieser Basis aus hat er die Wenden der brandenburgischen Mittelmark endgültig niedergeworfen und ihr Land dem Deutschtum erschlossen. Im gleichen Sinne wirkten die Markgrafen von Meißen, und die Erzbischöfe von Magdeburg, vor allem Wichmann, dem die Stadt Magdeburg eines ihrer grundlegenden Privilegien verdankt, standen den weltlichen Fürsten nicht nach; sie öffneten ebenfalls ihren bedeutenden Herrschaftsbereich, der vor allem die Stadt Halle mit Umgebung umfaßte, und sich über die Elbe in das Land Jützburg erstreckte, dem Deutschtum. Im 13. Jahrhundert griffen sie sogar zeitweilig nach dem im Osten der Mark Brandenburg gelegenen Lande Lebus aus.

Im Verlaufe dieser Machtkämpfe der Territorialfürsten aber war seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts, nach mannigfachen Vorstufen jene große deutsche Siedelbewegung immer stärker in Fluß geraten, der wir das Deutschtum unseres ostelbischen Volksbodens verdanken. Jetzt erst hatte sich die Lage in den Grenzlanden so weit geklärt, daß die Arbeit des deutschen Bauern keine Störung mehr befürchten mußte. Vor allem aber war das deutsche Städtewesen indessen zu solcher kultureller und wirtschaftlicher Höhe gediehen, daß es zum Muster und Vorbild aller Städte des europäischen Ostens werden konnte. Es ist keine Über-



treibung zu sagen, daß die Stadt Magdeburg in diesem Zusammenhang welthistorische Bedeutung erlangt hat. Denn die Rechtsgewohnheiten und Satzungen ihrer Bürger wurden unter dem Namen „Magdeburger Recht“ von den im Verlaufe der gewaltigen Kolonisationsbewegung gegründeten deutschen Städten des Ostens, vor allem Schlesiens, aber auch West- und Ostpreußens und der Sudetenländer übernommen und pflanzten sich von da bis nach Polen, Ungarn und Rußland fort. In späteren Zeiten lebten sogar Städte, deren Bürger blutsmäßig nichtdeutscher Herkunft waren, nach dem Recht der deutschen Stadt Magdeburg. Waren sie sich über die Ausdeutung eines der übernommenen Rechtsätze im Unklaren, dann erbaten sie sich eine Auslegung von den Magdeburger Schöffen. Durch diese „Schöffensprüche“ nahm die Stadt auf das bürgerliche Rechtsleben des deutschen Ostens und darüber hinaus bis tief nach Polen und Rußland gewaltigen Einfluß und verbreiteten so in den folgenden Jahrhunderten vor allem die Geltung sächsisch-deutscher Rechtsanschauung, auch noch nach der Aufnahme des römischen Rechtes um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit.

Greifen so die rechtlich-kulturellen Auswirkungen der Ostkolonisation gerade von Magdeburg aus sogar über den Bereich des deutschen Volkstum hinaus, so sind sie selbstverständlich nur möglich geworden auf der Grundlage jenes bäuerlichen Siedlerstromes, der sich aus allen deutschen Ländern, vor allem aber aus denen fränkischen und niederdeutschen Stammes, stoßweise von Landschaft zu Landschaft, von Generation zu Generation nach Osten fortpflanzte. Es gab kaum einen Landesfürsten, kaum einen großen Grundherrn, der an der Bewegung nicht fördernden Anteil nahm, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts in unserer Gegend zu vollster Stärke anschwell und sich ins 13. Jahrhundert fortsetzte, um gegen dessen Ende allmählich abzuebben. Die jüngeren Söhne des ritterlichen Adels rief ihr Tatendrang ins Neuland; oft wandten sich ganze adelige Familien nach Osten, wenn sie in der Heimat gescheitert waren. So nahmen alle Schichten und Stände des Volkes an der Bewegung teil; auch die Klöster, vor allem die damals auf dem Höhepunkt ihres Ansehens stehenden Zisterzienser, stellten sich restlos in den Dienst der Sache. Dabei galt es einerseits, den noch reichlich vorhandenen Urwald zu roden; für diese Arbeit erwiesen sich fränkische Siedler besonders geeignet, da sie die Schwierigkeiten des Geländes aus ihrer walddreichen Heimat kannten. Schon um 1105 fanden wir sie in den Waldungen westlich der Mulde um Lausitz. Der Bodenbeschaffenheit entsprechend, erstreckte sich ihre Tätigkeit vom Vogtlande und Erzgebirge über die Elbe hinaus; ist doch die Erschließung des gesamten Sudetengürtels im wesentlichen ihr Werk. Zur Urbarmachung des bruchigen Auenbodens der Elbeniederungen hingegen

wurden Holländer, Seeländer, Flanderer und Leute vom Niederrhein ins Land gerufen, ebenfalls weil sie aus den wasserreichen Gründen des Nordwestens die erforderlichen arbeitstechnischen Voraussetzungen mitbrachten. Ortsnamen wie Flemmingen bei Naumburg oder der Fläming bei Jützburg erinnern noch heute an diese niederrheinischen Siedler, die z. B. auch in Krakau und Pechau bei Magdeburg tätig waren. Daneben strömten in geringerer Zahl Ostfachsen und Thüringer ins Land.

Aus diesem Zusammenfließen des fränkischen und des niederdeutschen Blutstromes ist also das Deutschtum an der mittleren Elbe und östlich der Saale im 12. Jahrhundert erwachsen und im 13. noch weiter aufgefüllt und gefestigt worden. In flurgestaltung und Recht, in Brauchtum und Sprache kreuzt sich fränkisch-mitteldeutsches und sächsisch-niederdeutsch-niederländisches Wesen und gewinnt gerade in unseren Gegenden Formen, die für die weitere Ostbewegung grundlegend und beispielhaft sind. Verteilen sich fränkische und niederdeutsch-flämische Siedlungstechnik und flurgestaltung im gleichberechtigtem Wettbewerb, nach der Bodenbeschaffenheit verschieden, über die jungen bäuerlichen Dörfer des Neulandes, so ruht das städtische Rechts- und Verfassungsleben des Ostens auf der durch Magdeburg und Halle vermittelten sächsischen Grundlage. In der Mundart wiederum überwiegt das mittelfränkische Element bei den Neustämmen der Obersachsen und Schlesier, die Sudeten-Deutschen mit einbezogen, während sich in den nördlicheren Landschaften der niederdeutsche Dialekt durchsetzt.

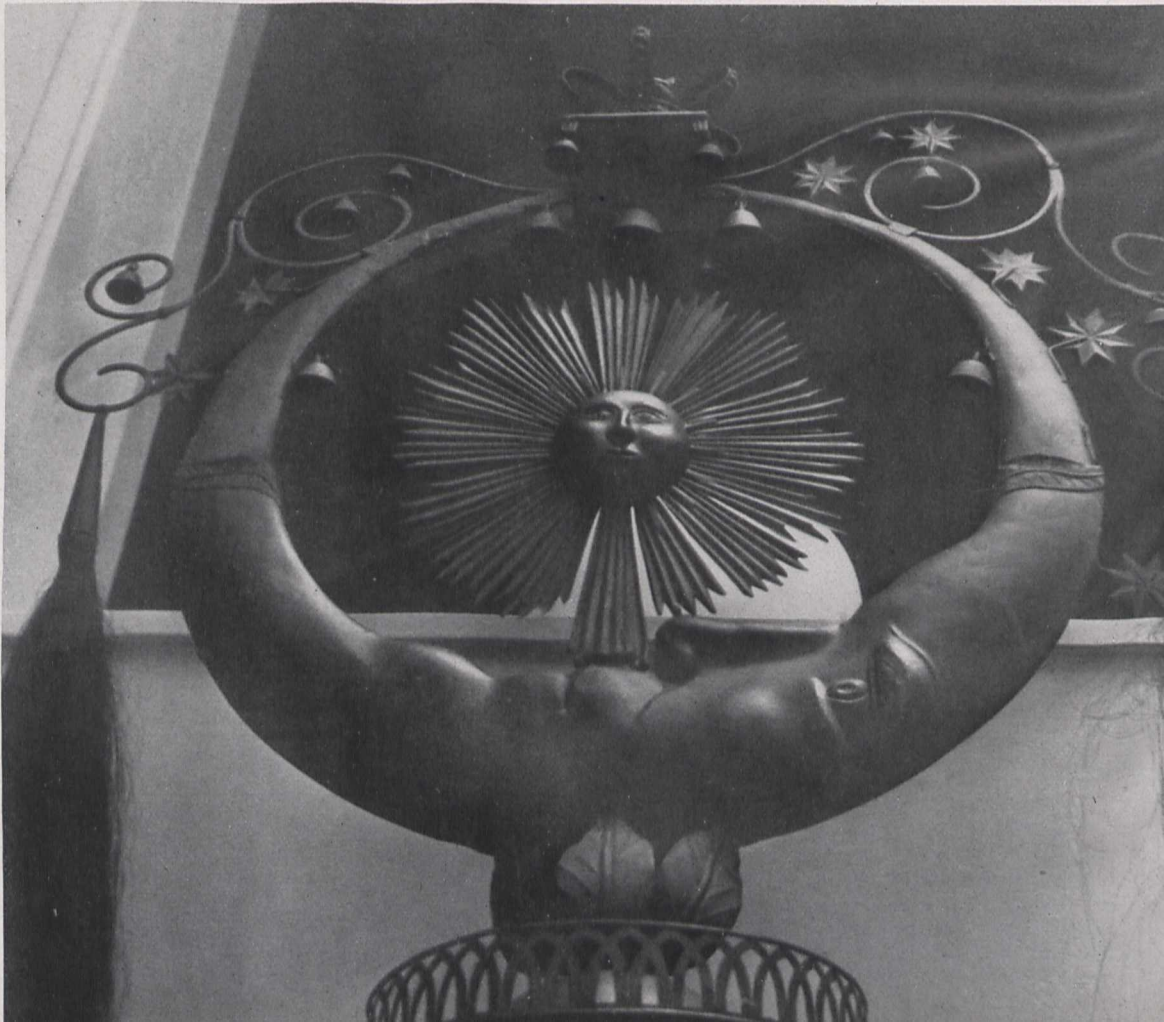
für uns aber ist die Frage, wie sich die Verdienste der verschiedenen Altstämme um das große Werk der deutschen Ostsiedlung im einzelnen gegeneinander abgrenzen lassen nicht von letzter entscheidender Bedeutung. Ungleich wichtiger ist die Erkenntnis, daß es sich hier um ein Gemeinschaftswerk der mittel- und niederdeutschen Stämme handelt, in dem schließlich die Sonderarten des Altlandes zu einem neuen Nordostdeutschen und in erhöhtem Maße gemeindeutsch bedingten Wesen zusammenfloßen. Denn immer deutlicher treten die Siedler den Ostvölkern als Deutsche schlechthin nicht als Niedersachsen, Ostfranken, Niederländer usw., gegenüber, ihr deutsches Recht, das auf ihrem Volkstum beruht, ist ihr großes Vorrecht gegenüber den Fremdnationen und stärker als im gesicherten Altlande schlug seit jeher das Nationalgefühl bei den Söhnen der heißumkämpften Grenzgebiete durch. Von dorthier sind ja auch in der jüngsten Vergangenheit nicht zuletzt tiefste Impulse für das Erwachen der Nation erwachsen; durch das die fernste Sprachinsel des Ostens aufrüttelnde Erlebnis des Weltkrieges, noch viel mehr aber durch die Nationalitätenkämpfe wurden hier die gewaltigsten Kräfte emporgetrieben, die an der Wiedergeburt unseres Volkes Anteil nahmen.





DISTELN  
AUFN. LEINKAUF





2 AUFN. LEINKAUF





AUFN. GLAESER

AUS EINER KLEINEN STADT





AUFN. LEINKAUF



# Große Liebe

ZU EINER KLEINEN STADT

VON THEODOR FELLER

Wieder einmal hat mich der Strom des Lebens in jene kleine Stadt getragen, die mir für kurze Zeit Aufenthalt fern der großen Welt gewährte. Immer, wenn ich den Bahnhof verlasse, ist es mir, als ob ich das stille Seitental eines Gebirges hinaufsteige, als ob die Wellen des lauten Verkehrs nicht hierher schlugen.

Nun gehe ich an dem grauen Gebäude vorbei, in dem ich mir täglich mein Brot verdiente. Doch diese schmucklose Stätte sucht das zurückgewandte Auge meiner Erinnerung am wenigsten.

Die krumme Gasse, die ich täglich zur Arbeit schritt, ist immer noch nicht gepflastert. Immer noch windet sie sich durch die Gärten der Bürger. Über niedere Dächer ragt der plumpe Torturm mit der gestuhten Haube. Ich kannte sie, diese Gasse, als der frische Frühwind weiße Blüten aus den Gärten auf den feuchten Weg streute. Als die Hitze bleiern auf ihr lastete. Als sich das gelbe Licht ihrer Laterne durch den unendlich feinen Regen kämpfte. Als funkelnde Sterne und frischer Schnee die Armseligkeit ihrer Mauern vergessen ließen.

Nach Minuten komme ich an den Fenstern meines einstigen Heimes vorbei. Augenblicke eigensten Erinnerens.

Dann biege ich in jenen baumbepflanzten Weg ein, wo sich die reicheren Bürger dieser Stadt ein Haus errichtet haben, auch sie noch ein wenig bescheiden. Der Baumgang senkt sich mählich und überschreitet den Mühlgraben. Welches Frühlingssahnen lag einst in den Büschen seines Laufes! Über die nahen Felder und Hügel ziehen den Blick die blauen Umrisse der hohen Eule, des Hochwaldes und des Sattelwaldes an. Eine schmale Brücke schwingt sich über das tiefe Bett der Wütenden Neiße. Ich halte mich links an ein Wässerlein mit dem schönen Namen „Gänsegurgel“. Hurtig huscht es über winzige Steine. Glibbert in seinen verschlungenen Windungen. Erlen säumen seinen heimlichen

Lauf. Oft war dies mein Gang in den kargen Augenblicken der Entspannung. Bis hinaus zu den Pappeln, die die Anlagen begrenzen. In deren Rücken man ins Freie tritt. Ich werfe einen langen Blick auf die nahen Höhen, hinter denen ich die Riesenberge ahne. Beim Ansehen dieser langgestreckten, niedrigen Hügelreihe, ohne besondere Erhebung, überkam mich stets ein Gefühl der Abgeschlossenheit, der Einsamkeit. Bis sich mein Auge stadtwärts wandte. Wie eine Arche liegt das turmlose Gotteshaus der Evangelischen am Flügel des Stadtbildes. Am Abfall zum Fluß springt der unregelmäßige Bau des einstigen Schlosses vor. Noch höher lasten die Steinmassen des katholischen Münsters. Unter mehreren Türmen ragt sieghaft der des Rathauses empor. Wie eine Feste wirkt die alte Herzogsstadt noch heute.

An jener Ecke betrete ich den Ring, wo sich ein goldenes Schwert als Zeichen eines ehrbaren Gasthauses in die Höhe richtet. Hier verbrachte ich meine erste Nacht in dieser kleinen Stadt. Vom Fenster aus sah ich am nächsten Morgen den schmucken Bau des Stadttheaters mit der malerischen Brunnenecke davor. Das Licht einer frühen Sonne verklärte die Ungewißheit, die über jeden ersten Arbeitstag an neuer Stätte liegt. Und da sah ich die Lauben, die sich rings um den Markt ziehen. Auch jetzt durchschreite ich ihre mächtigen Wölbungen. Wie könnte ich aber auf der anderen Seite an jenem kleinen Kaffeehaus vorbeigehen, ohne mich in dem winzigen Raum neben dem dunklen Laden niederzulassen und zum Abschied zu stärken! Noch immer bleiben die Zeitschriften hinter unserer Zeitrechnung um einige Wochen zurück. Sinnend schaue ich durchs Fenster in die Lauben. Auch hier geht das Leben weiter.

Als ich dann über die Höhe zum Bahnhof zurückkehrte, ist es mir, als ob ich aus dem stillen Seitental eines Gebirges hinabsteige, als ob die Wellen des lauten Verkehrs mich wieder erfaßten.



# SUSCHA IN DER FREMDE

VON ALFRED BÖNSCH

## I.

In einer kleinen schlesischen Stadt ging diese lustige und längste Reise ihres Lebens jäh zu Ende. Stasia, Jostia und Marysia waren schon vor einer Stunde ausgestiegen, Wladislaw und Wojciech waren noch früher verschwunden, und nun kam sie selber an die Reihe. Da stand sie also mit ihren achtzehn Jahren und ihrem Päckchen Wäsche und einer lückenlosen Unkenntnis der deutschen Sprache auf einem fremden Pflaster, das so ganz anders war als die sandige Heide daheim in Masowien. Und vor Weihnachten würde sie die kleine Chatka, die Hütte ihrer Eltern, wohl nicht wiedersehen, und als sie dies dachte, ward ihr schrecklich bange.

Wohl an die vierzig Polenleute waren in dieser Kreisstadt ausgestiegen, sahen neugierig der nächsten Zukunft entgegen und füllten den Platz vor dem Bahnhof mit einem so unverständlichen Geschwätz, daß alle Kinder, die es hörten, herbeigaloppierten und in fassungslosem Staunen Maulaffen feilhielten.

— Dos ies pulsch, wos die rāda, sagte der kleine Banne zu seinem Freunde Gerre, und Gerre war auch bereits zu diesem Schluß gekommen, denn für ihn war alles pulsch, was nicht deutsch war, auch das Französisch, Schwedisch und Ungarisch, das er mitunter aus dem Lautsprecher seines Onkels hörte. Aber diesmal hatten sie wirklich recht.

Da kam ein Mann mit grauen Haaren und braunem Gesicht auf sie zu, nickte, faßte sie am Ärmel und zog sie, die nicht wußte, was mit ihr geschah, durch wirres Drängen bis zu einem kleinen Wagen, auf dem drei Jungen saßen und ihr aus großen, blauen Augen entgegenstarrten. Den Päckchen hinauf und selber hinterdrein, und dann ergriff der alte Bauer Peitsche und Zügel, ein Schnalzen, die braune Stute zog an, und der Phaeton klapperte über die Katzenköpfe der kleinen Stadt und knirschte bald danach im Sommer-

wege einer frühlinggrünen Allee, in deren Wipfeln die Stare schmätzten und jappten. Der Alte redete sie einmal auf deutsch an, aber bei den ersten Worten zuckte sie hilflos mit den Achseln, und da wußten sie, daß sie einander nicht verstanden.

Der Alte hatte in seinem Leben noch kein Polnisch gehört, aber er hatte im Masurischen gegen die Russen gekämpft und damals so ein Dutzend mißverständene Brocken aufgegeben, nach denen er jetzt emsig kramte. Pascholl, pascholl, so hatten die Russen gesagt, wenn sie deutsche Flüchtlinge anhielten und aufforderten, in ihre Kaluppe heimzukehren. Auf Brot sagten sie kleba, und mit malinka meinten sie ein bißchen. Im übrigen wußte er nur noch nitschewo und einen ganz unerhört schweinishen Fluch.

## II.

Auf den Feldern quoll und blähte sich die Frühjahrssonnenwärme, sie ließen zwei Dörfer hinter sich und trabten ein langes Stück durch das dritte, dann bogen sie auf eine Seitenstraße ab und langten zehn Minuten später auf dem Bauernhofe an. Das alles lag nun schon ein halbes Jahr zurück, doch jeder Augenblick des ersten Tages stand ihr noch in unverbläster Frische im Gedächtnis und würde sicher bis ans Ende ihrer Tage darin stehen bleiben, denn dieses ihr Gedächtnis war durch keine Wissenschaft verbraucht und ausgelaugt.

Man hatte sie zuerst in die Küche geführt. Ein jüngerer, stattlicher Mann, in dem sie hernach den Herrn des Hofes und den Sohn des alten Bauern erkannte, fragte sie nach ihrem Passe, aber in ihrer Verwirrung begriff sie eine ganze Weile nicht, daß damit ihr paßport gemeint sei. Dann zog sie ihn hervor und überreichte ihn dem jungen Bauern, der darin blätterte, um ihren Namen zu erfahren. Józefa Lubycha stand darin.



— Josefka? fragte der Bauer, und sie nickte. Eigentlich hieß sie Juscha, und zu Hause sagten alle Juscha, aber das war jetzt gleichgültig. Danach unterzeichnete sie einen Vertrag, der auf der einen Seite deutsch und auf der anderen polnisch abgefaßt war, dann bekam sie Essen, und endlich führte man sie in ein etwas abgelegenes Haus, in dem der Melker und die beiden Packerkutscher mit ihren Frauen und den vielen Kindern hausten. Man zeigte ihr ein Zimmer und sagte: Josefka. Es war ein kleines Zimmer zu ebener Erde mit einem Tisch, einem Stuhl, einem Schrank und einem Bett. Hier sollte sie wohnen.

Als sie nach einigen Minuten ihre Zimmertür verschloß, hatte sie ihre ärmellose, schwarze Schafpelzjacke abgetan und ebenso das tiefgefranzte, rosenrot bedruckte Kopftuch, das groß und schwer wie eine Tischdecke den gewaltigen Knoten ihres braunen Haares im Nacken verdeckt hatte. Ihre nackten Füße steckten in hölzernen Schlorren. Noch einmal wischte sie verstohlen ihre blauen Augen aus, dann ging sie in die Küche und ließ sich ihre Arbeit zeigen.

Der Bauer trat mit ihr auf den Hof, gab ihr eine Hacke und deutete auf seine Arbeitsleute, die auf dem Rübenacker hinter einer Kälberkoppel hackten. Er sprach dazu in seiner Sprache, wiewohl er wußte, daß sie nichts davon verstand, aber so sind die Menschen, sie reden ja auch mit den Tieren und rufen einander Grüße zu, selbst wenn sie eine Meile auseinander sind.

Als Juscha auf dem Felde ankam, hielten die Leute in der Arbeit inne und gafften sie an. So sieht eine Polin aus, schienen sie zu denken, und Juscha ward es unter diesen vielen Blicken unbehaglich. Aber dann griffen sie wieder zu den Hacken, stellten sie in eine Furche und schafften weiter. Und Juscha schaffte mit. Sie verstand die Arbeit, sie war in ihr aufgewachsen und hatte niemals daran gezweifelt, daß sie zum Arbeiten auf der Welt war.

Und als sie alle zusammen am Ende ihrer Furchen angelangt waren, sagte einer von den Scharwerkern: dopsche. Juscha lächelte verschämt und fast ein wenig ängstlich.

— Was heißt denn dopsche? fragte einer den Sprecher.

— Dopsche ... das heißt ... und nun drehte er gewichtig die rechte Hand ein bißchen hin und her, richtig, gut.

— hm, sagte der andere wieder, und die übrigen machten gespannte Gesichter: kannst du nich noch mehr Polnisch?

— Ja ... früher ja. Ich habe ja eine Zeitlang an der Grenze gearbeitet. Zum Beispiel: tshi pan muwi popolzkuh? Das heißt: Sprechen Sie polnisch? Oder ... njä rosumiäng ponjemekuh."

— Was heißt'n das?

— Ich verstehe nich deutsch.

Großes Staunen in der Runde. Warum konnten die Polen eigentlich nicht deutsch sprechen? Es könnte doch eine einzige Sprache geben, die alle Menschen auf der ganzen Welt verstanden, in Schlesiens Sprach man doch auch nur eine Sprache und kam mit einer einzigen vollkommen aus ...

— Ihr seid aber auch zu tumm, sagte der Mann mit den polnischen Kenntnissen und griff wieder zur Hacke.

### III.

Und dann kam er erste Abend mit dem ersten Abendessen. Die Bauersleute saßen um den großen Küchentisch, und Juscha saß allein an einem kleinen Tische an der Wand. Als sie mit ihrer Milchsuppe, den Bratkartoffeln und den Butterstücken fertig war, drehte sich der Bauer um und fragte:

— Josefka, noch kleba?

— Nje, sagte sie und schüttelte den Kopf.

— Dopsche? fragte der Bauer weiter.

— Tak. Dobrze, antwortete sie und nickte.

Dieses dopsche hatte sich wahrhaftig schon herumgesprochen. Der Arbeiter von der Grenze hatte es aufgebracht und war nicht wenig stolz darauf, und übrigens stellte es sich im Laufe der Zeit heraus, daß es ein ganz außerordentlich brauchbares und nütliches Wort war, es bedeutete also „gut“ und „richtig“ und ließ sich immer und überall anwenden, und wenn man es außerdem noch in der Verneinung gebrauchte, waren seine Möglichkeiten überhaupt nicht abzusehen. Dopsche sagten die Arbeiter, wenn Juscha ihre Arbeit richtig machte, wenn das Wetter schön war, wenn die Glocke Feierabend läutete, nich dopsche, wenn es zu regnen begann, wenn die Arbeit schmutzig war, wenn der Mist beim Laden kräftig stank, wenn man tüchtig schwitzen mußte und die Butterbrote eingetrocknet waren, wenn Juscha nicht sofort den rechten Platz einnahm oder ein falsches Gerät ergriff. Ein Haupt- und Staatswort, dieses Dopsche und Nich-dopsche, man konnte damit stundenlange Unterhaltung über alle Gegenstände führen, wenn man die Hände hinzunahm ...

Aber für Juscha ersetzte es nun leider nicht die ganze Muttersprache und die Heimat und die Heide und die Eltern und die Geschwister, die kleine Anusia und die größere Katarzyna, und Zygmunt, Tomasz und Szczepanek, die lieben Buben. Und dann alles übrige. Und als sie an diesem ersten Abend wieder in ihr Zimmer kam, breitete sie ihre Pelzjacke über das Bettlaken, legte sich darauf und deckte sich zu und begann zu schluchzen. Heimweh, hilflose Verlassenheit, Schweigen und Verbannung. Und sie weinte, bis der Schlaf die müden Augen schloß. —



Auch der Bauer schien zu glauben, daß dieses dopsche nicht genüge, und kaufte sich am nächsten Sonnabend ein polnisches Wörterbuch. Ach, er hatte nicht mit den tausendfältigen Schwierigkeiten der polnischen Sprache gerechnet, er nahm das Buch ganz ernsthaft in die Hand, stellte sich vor das erwartungsvolle Polenmädchen und wollte einen Satz zusammenstellen, Josefa, geh und hol' dir im Geräteschuppen einen Rechen, das wollte er ins Polnische übersetzen. Aber es wurde nichts daraus. Die Schwierigkeit begann schon bei dem Worte „gehen“, es gab verschiedene Ausdrücke dafür, und eine Befehlsform war überhaupt nicht angegeben, und dann diese merkwürdigen Zeichen, durchstrichene Buchstaben, Punkte und Haken oben und unten und manchmal nichts als Konsonanten, ganz unmögliche Verbindungen; konnte ein vernünftiges Geschöpf denn so etwas mit einer Menschenzunge sprechen? Nach einigen Versuchen schmiß er das Wörterbuch auf das Fensterbrett und verständigte sich mit der Zeichensprache und mit dem Beispiel, so sollst du es machen, Josefa, sieh her, verstehst du? Ja, allmählich begriff sie, was man von ihr wollte, und einige deutsche Worte wurden ihr geläufig. Aber was war das alles? Sie war zum Schweigen verurteilt, ein junges Mädchen, was für ein grausames Geschick.

#### IV.

— Faul ist sie nicht, sagte der Bauer, wenn ihn jemand nach dem Polenkinde fragte, und das war eigentlich ein hübsches Lob, denn die Bauern schwärmen wohl grundsätzlich nicht von den hohen Getreidepreisen und dem Fleiße ihrer Arbeitsleute.

Nein, kein Mensch auf der ganzen Welt konnte Juscha faul nennen. Sie arbeitete, wo man sie hinstellte, auf dem Felde, im Garten, in der Scheune, im Hause. Nach dem Abendessen wusch sie das Geschirr, wischte die Tische und fegte den Boden, und wenn sie endlich Feierabend machen konnte, nahm sie den Wecker, den die Bauersfrau ihr täglich stellte, und ging in ihre Stube. Und wenn sie eigene Wäsche hatte, arbeitete sie bis in die späte Nacht in der Waschküche. Und auch am Sonntage hatte sie bis nach dem Mittagessen zu tun. Und immer blieb sie in ihrer Bescheidenheit, die fast an Demut grenzte, niemals ward sie störrisch, niemals zeigte sie eine Spur von Unzufriedenheit, sie mußte eine kräftige und einfache Philosophie besitzen. Sie gab nicht einen Pfennig ihres Lohnes aus, sondern schickte alles Geld, das sie verdiente, heim. In der Tat, welche Festigkeit, welche Ergebenheit in ein Schicksal, das ihr viele, viele Arbeit und wenig freie Zeit und kein Geld bescherte. Sie lebte wohl in einer anderen Welt- und Wertordnung, sie hatte sich wahrscheinlich nie die Frage vorgelegt, ob dieses bißchen

Leben all die Mühe wert sei, sie hatte wohl noch keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken, schien das nicht östliche Lebensart zu sein?

Die wenigen Stunden des Sonntagnachmittags benutzte sie um einen Brief zu schreiben. Einen nach Hause und einen an eine Freundin und einen an den Bruder, der in Frankreich arbeitete. Ihre Schrift war groß und kindlich und verriet, daß sie die Mistgabel besser führen konnte als die Feder. Sie malte die Buchstaben. Als sie fünf Wochen auf dem Hofe diente, erhielt sie den ersten Brief von daheim. *Poczta Polska* stand auf dem Umschlage, und Juscha war gerade in der Scheune, wo man ein Heufuder ablud. Als der Wagen leer auf der Tenne stand und das nächste Fuder noch nicht da war, setzte sie sich in das frische Heu, trennte den Brief mit der Haarnadel auf und las ihn mit Andacht und leisem Gemurmel. Von ihren Lippen kamen die vielen polnischen Zischlaute, die für Juscha himmlische Musik bedeuteten.

Geliebte Tochter, so schrieb die Mutter in zitterigen Zügen, gelobt sei unser Herr Jesus Christus und möchtest du mit gutem Gewissen dazu Amen sagen! Wir sind alle gesund und haben deinen Brief erhalten. Wir sind alle sehr traurig, daß du dort mit niemandem sprechen kannst, und ich habe viel geweint. Dein Geld haben wir auch erhalten, und ich danke dir herzlich. Gestern haben wir ein Schwein verkauft, eines von den dreien im hintersten Koben. Und sonst sei alles in Ordnung, *Szczepanek* bekomme einen neuen Zahn, und der *Anusia* gefalle es in der Schule ganz gut. Und jetzt teilen wir dir mit, daß *Kazimierz Podszaszy* in *Przafnyśz* arbeitet. Und jetzt teilen wir dir mit, daß die *Ludwisia Grzebieniarkowa* in der vorigen Woche nach *Trzalenśk* geheiratet hat, und jetzt teilen wir dir mit, daß dich der *Wawrzyniec* herzlich und lieb grüßen läßt, und ebenso der *Mateusz Stangret* und die *Teresa* und die *Urzula*, und so ging es noch eine ganze Seite. *A teraz donosimy* — und jetzt teilen wir dir mit ...

Was für ein rührend schöner Brief — sie verwahrte ihn auf das sorgsamste und las ihn immer wieder, bis sie ihn auswendig wußte, und auch dann las sie noch darin und schöpfte Trost daraus. Es war der erste große Trost in ihrem Heimweh, das allmählich abklang, und es sollte nicht der einzige bleiben.

#### V.

Ein paar Tage später kam die alte Töpfer-Karoline auf den Hof gehumpelt, eine Handelsfrau aus dem Gebirge, die mit ihren Pantoffeln durch die Gegend zog und sich zu einem wahren Neuigkeitsweltblatt ausgebildet hatte. Sie wußte auch von den polnischen Arbeitern allerlei zu melden. In *Hennerswalde* seien zwei Polen krank geworden und nach



hause gefahren, in Lindenau seien zwei junge Eheleute auf dem Gute, die beide keinen Hering mochten, und die drei Polen in Wickendorf übrigens auch nicht, und ein polnisches Mädchen sei in Rambach davongelaufen, weil das Essen zu schlecht sei, in Wernersdorf habe ein Pole mit seinem Bauern einen Streit gehabt, weil er nicht melken wollte, aber sie hätten sich wieder geeinigt, und die Frau Welzel aus Tannau habe ihr erzählt, ihr polnisches Mädchen lege immer die Jacke ins Bett und schlafe darauf, was, eure auch? Nein, nein, ja, ja, wie merkwürdig, im allgemeinen seien die Bauern mit den Polen ja zufrieden, sie seien arbeitsam und willig und so sparsam, oh je, so sparsam, nicht wahr? Aber in Polen sind die Leute vielleicht mit der Maschinerie noch nicht so weit, Binder kennen sie dort wohl nicht, und die ärmeren Bauern dreschen sicher noch mit dem Flegel oder höchstens mit dem Göpel, was meint ihr wohl? Ja, ja, in Petershagen sollte ein Polenmädchen den Wassermotor abstellen, im Pferdestall nämlich, und da griff sie ins Schwungrad, und dann steckte sie gar die Mistgabel in die Speichen, könnt ihr euch so etwas vorstellen? Und ihr seid also mit eurer Josefa zufrieden?

Und wieder ein paar Tage später war Sonntag, und am zeitigen Nachmittage kam ein Bursche dahergeradelt und fragte in gebrochenem Deutsch nach einem Mädchen, das Josefa hieß, ja, die sei hier, dort hinten —. Es war Franek, Josefas Spielgenosse seit den Kindheitstagen, seht diesen Teufelskerl, er hatte sich von seinem Lohne schon ein altes Rad und ein Paar neue Schuhe und eine leuchtend bunte Krawatte gekauft, drei Dörfer nach Westen zu arbeitete er, und die alte Frau mit den Pantoffeln hatte ihm wohl gesagt, daß hier eine Josefa sei. Ein herrliches Wiedersehen, ein überwältigender Nachmittag und Abend, die beiden hatten sich unendlich viel zu erzählen, erst standen sie am Zaune unter der Linde und schwächten voller Seligkeit, oh Gott, welche Sprache, sagte die Bauersfrau, die es beim Vorübergehen hörte, wo waren hier Worte und Sätze? Geziščel, nichts als Geziščel, sch—sch—sch, das konnte ja niemand lernen, aber wie war es nur möglich, daß kleine Kinder so etwas erlernten und am Ende verstanden? Und abends gingen sie spazieren, und in der Dunkelheit konnte man nicht mehr erkennen, was sie trieben.

Und nun kam Franek jeden Sonntag zu Josefa und machte sie glücklich. Welches Vergnügen, mit einem Landsmanne polnisch sprechen zu können! Das Leben wurde dadurch viel, viel schöner, und Schlesien bekam ein freundlicheres Gesicht. —

## VI.

Die Monate strichen dahin, die Früchte des Feldes reiften und wurden geerntet, und Juscha hatte sich eingelebt. Sie

wußte, wo die Geräte standen und wie die Gebäude hießen und verstand schon eine ganze Menge wichtiger Worte, Kaffee, Brot, essen, gehen, holen, guten Morgen, danke, genug, gut, schlecht und vieles mehr. Sie begann sich heimisch zu fühlen, diese deutschen Bauern waren annehmbare Herren, sie hatte keinen Grund zum Klagen. Und die Jahreszeit rückte vor, noch ein Vierteljahr, und dann würde sie zurückreisen nach Polen, nach Masowien, nach Ciedhyniec zu den Eltern und Geschwistern und Bekannten, Ciedhyniec — ja, es blieb doch das schönste Dorf auf Gottes weiter Erde. Eine ganze Woche nach ihrer Rückkehr würde sie nichts tun als die Freunde und Freundinnen besuchen und die Erlebnisse in Schlesien und Ostpreußen und wer weiß wo auszutauschen, und im nächsten Frühjahr —

— Josefa, wiederkommen, hierher? fragte der Bauer im Herbst.

— Josefa, wenn können, ja, gern, antwortete sie.

— Möchtest du nicht gleich dableiben?

— Gleich? ... nein, Josefa im Winter ... müssen zu Hause, ale ... na przyszły rok, in neuer ... Jahr ... kommen. Josefa im Winter Buch und lernen Deutsch ... und dazu nidste sie bedeutsam mit dem Kopfe. Sie wollte ernsthaft die deutsche Sprache lernen. Sie verstand ja schon einiges und mühte sich um den Ausdruck, aber sie wollte es richtig treiben, das schwärre mimiek, es waren doch särr wichtiger Sprache, joi, joi ... und sprechen muß kennen, inaczej einfam a ... heim — heimweh, ja, ja, oh joi, joi ...



# TSCHECHEN / SLOWAKEN<sup>1)</sup>

Prof. Dr. K. Domin, Rektor der tschechischen Universität zu Prag in den „Macedni Listy“ 1934, Nr. 258:

„Wenn wir die These, daß Tschechen und Slowaken zwei verschiedene Nationen sind, annähmen, würden wir damit über den tschecho-slowakischen Nationalstaat das Todesurteil aussprechen“

Die Auffassung, daß die Slowaken eine besondere Nation mit einer eigenen Sprache bilden, wird von der weit überwiegenden Mehrheit dieses Volkes vertreten. Sie ist die Grundlage für die Autonomieforderungen der stärksten slowakischen Partei, der Volkspartei, die unter der leidenschaftlichen Führung des im August d. J. verstorbenen Paters Hlinka bei den Parlamentswahlen von 1935 die absolute Mehrheit der slowakischen Stimmen errang. Inzwischen ist diese Mehrheit bei den Gemeindewahlen vom Mai und Juni d. J. auf 60—66 v. H. der gesamten slowakischen Bevölkerung gestiegen.

Die Slowaken können sich in diesem Kampf gegen eine volksfremde Herrschaft und Ausbeutung auf unumstößliche geschichtliche geographische, kulturelle und politische Tatsachen berufen.

Die tausendjährige Geschichte des Sudeten- und Karpatenraumes kennt keine tschecho-slowakische Gemeinsamkeit. Das Wort tauchte erst 1896 in Prag in der Umgebung Masaryks auf, der sich als Universitätslehrer bemühte, unter den in Prag studierenden jungen Slowaken Anhänger für die tschechischen Ausbreitungsideen zu gewinnen. Vorher haben Tschechen und Slowaken — und zwar nur der westliche, das Waag- und Neutatal besiedelnde Teil dieses Volkes — nur einmal wenige Jahrzehnte lang in einem Staatswesen zusammengelebt: in dem Ende des 9. Jahrhunderts vorübergehend bestehenden großmährischen Reich Swatopluks. Nach dem Tode dieses Herrschers lösten sich die Tschechen sofort aus diesem Verbände. Sie unterstellten sich dem deutschen König Arnulf „weil sie — vorher im großmährischen Reich — oft hart behandelt worden seien“.

V O N K U R T F R A N Z

Von da ab gehen die Tschechen Böhmens, die Mährer und die Slowaken für ein rundes Jahrtausend völlig verschiedene Wege. Die letzten werden Untertanen der ungarischen Krone — die auf der Naturscheide der Westbeskiden und am Unterlauf der March entlanglaufende mährisch-ungarische Grenze wurde fest, von 1030 bis 1918 blieb sie auch in Einzelheiten unverändert. Schwache Beziehungen knüpften sich erst wieder im Zeitalter der großen kirchlichen Glaubenskämpfe an. Während der Hussitenwirren war die Slowakei den tschechischen Raubzügen in ähnlicher Weise wie die anderen Nachbarlandschaften des Sudetenraumes ausgeliefert. Die Gedanken der Lutherischen Reformation, die in der Slowakei vor allem über die deutschen Zipser Städte Eingang fanden, schufen später geistige Verbindungen zwischen tschechischen und slowakischen Protestanten, „wie sie“ — nach dem Zeugnis des tschechischen Außenministers Křofka — „vielleicht nie vorher und sehr lange danach nicht existiert haben“. (Křofka, K.: Das Deutschtum in der tschecho-slowakischen Geschichte. S. 102.)

Mit der Auswanderung uraltauer Tschechen verbreitete sich auch das Tschechische als gemeinsame Kirchensprache, aber diese Gegenseitigkeitsbeziehungen erloschen in den folgenden Jahrhunderten. Um 1800 brachte die von der deutschen Romantik und Herder ausgehende kulturelle Wiedergeburt der West- und Südslawen auch die slawischen Bewohner des Sudeten- und Karpatenraumes wieder in eine engere Beziehung zueinander, die aber mit den Bemühungen der Slowaken um die Ausbildung einer eigenen Schriftsprache bald zu heftigen Gegensätzen führte.

Das Slowakische wurde schon in früher Zeit klar als selbständige Sprache anerkannt. So stellt der tschechische Philologe Jan Boguslaw 1570 in einer Abhandlung über die slawischen Sprachen als solche: Polnisch, Russisch, Tschechisch, Bulgarisch, Slowakisch und Serbisch nebeneinander.

Im Rahmen der während des 19. Jahrhunderts bei allen slawischen Kleinvölkern einsetzenden kulturellen



Bestrebungen schreiten nunmehr auch einige Slowaken an die Entwicklung der eigenen einheitlichen Schriftsprache. Am Anfang des Jahrhunderts der katholische Pfarrer P. Bernolak und um dessen Mitte der protestantische Politiker und Schriftsteller L. Štur. Auf der Preßburger Sprachenkonferenz von 1851 werden die Grammatik und Orthographie der slowakischen Schriftsprache schließlich nach einem Dialekt der Mittelslowakei festgesetzt. Seitdem bestehen auch die beiden Schriftsprachen Tschechisch und Slowakisch nebeneinander. Trotz mancher Verwandtschaft wird diese Tatsache schon dem Laien deutlich, der tschechische und slowakische Druckwerke miteinander vergleicht; ein Fachmann wie der tschechische Slawist M. Kralal aber sieht sich in dem Vorwort seines slowakisch-tschechischen Wörterbuches zu dem Eingeständnis genötigt, daß sich in diesem Werke rund 35 000 slowakische Wörter von in beiden Sprachen verschiedener Bedeutung finden.

Die tschechische Politik ist seit 1918 auf eine mehr oder weniger gewaltsame Angleichung des Slowakischen an das Tschechische gerichtet. Sie hat u. a. von der Prager Akademie der Wissenschaften eine neue Orthographie der slowakischen Sprache herstellen lassen, die deren Schreibweise dem Tschechischen anpaßt und gegen den wütenden Protest des „Slowak“, des Organs Hlinkas, zahlreiche Czechismen — allein bei den Verben 2092 — in die andere Sprache einführte. Gegen diese Vergewaltigung ihrer Muttersprache wandten sich 1932 bei einer Maticaversammlung 132 slowakische Schriftsteller, und die schroffe Ausschaltung der slowakischen Unterrichtssprache an der „Landes“universität Preßburg, an der nicht einmal ein Lehrstuhl für die slowakische Sprache besteht, führte noch im Oktober und November 1937 zu heftigen Kundgebungen der slowakischen Studenten gegen ihre Professoren.

Gerade in der Sprachenfrage aber geriet die ganze von der tschechischen Propaganda nach außen ins Feld geführte Fiktion von der einheitlichen tschecho-slowakischen Staatsnation ins Wanken. Auch in dem Sprachengesetz vom 29. Februar 1920 — einem der Grundgesetze des Staates — wird zwar allgemein von der einheitlichen „tschecho-slowakischen“ Staatsprache ausgegangen; im besonderen aber läßt man darin Behördenverkehr, Eingaben usw. sowohl in der tschechischen wie in der slowakischen Sprache zu und verbürgt ihnen (die in der Praxis freilich nicht innegehaltene) Gleichberechtigung, notwendigerweise — weil es eben im wirklichen Leben keine tschecho-slowakische Sprache gibt, sondern nur zwei verschiedene Sprachen, eine tschechische und eine slowakische.

Das Märchen von der tschecho-slowakischen Einheitlichkeit aber wurde auf Kosten des slowakischen Volkes unentwegt von dem kleinen Personenkreis aufrechterhalten, dessen

eifriger und skrupelloser Tätigkeit die Errichtung des Staates zu danken war. Als sein geistiger Führer wirkte derselbe Masaryk, der die in Prag studierenden Slowaken seit der Jahrhundertwende für den tschechischen Imperialismus zu gewinnen suchte. Das gelang ihm nur bei einer verhältnismäßig sehr kleinen Gruppe junger Intellektueller, die sich um die von Masaryk mitgegründete, aber nur fünf Jahre lang erscheinende Zeitschrift „Hlas“ sammelten (daher „Hlasisten“), in der Heimat aber sowohl vom katholischen wie vom protestantischen Volksteil energisch bekämpft wurden. Vor allem die katholische Geistlichkeit wandte sich leidenschaftlich gegen die tschechischen „Hlasisten“ — wie sich zeigen sollte — mit vollem Recht. Denn im Gegensatz zu den tiefgläubigen slowakischen Bauern haben sich in den Nachkriegsjahren rund 1 650 000 Tschechen von der Kirche getrennt, also ein recht erheblicher Teil dieses Volkes<sup>2)</sup>. In jenen Auseinandersetzungen vor dem Kriege aber wurde durch die Forschungen des slowakischen Sprachgelehrten Cambel ein weiterer Beweisgrund für die Eigenständigkeit des slowakischen Lebens geliefert. Cambels Arbeiten stellten die zwischen der tschechischen und slowakischen Sprache bestehenden Unterschiede noch einmal deutlich heraus und ordneten die eine, die tschechische der nordslawischen, die zweite der südslawischen Sprachengruppe zu.

Das slowakische Volk wurde von diesen in seiner kleinen Intellektuellenschicht durchgefochtenen Meinungsverschiedenheiten nicht berührt. Im Gegensatz zu tschechischen Kreisen erfüllten die Slowaken im Rahmen der österreichisch-ungarischen Armee ihre Pflicht an der Front, bei der Führung des Volkes bestand für den Ausgang des Krieges kein fester Plan. Etwas anders lag das bei den Auslands-slowaken, vor allem in Rußland und Amerika. Sie forderten aber, auch wenn sie einem Zusammengehen mit den Tschechen zustimmend gegenüberstanden, stets nachdrücklich die eigene slowakische Amtssprache, die eigene Landesvertretung und Selbstverwaltung für ihre Heimat. Mit diesen Autonomiewünschen hatten sich die amerikanischen Slowaken gegen den in Paris von Masaryk und Beneš aufgemachten Nationalrat und sein „tschecho-slowakisches“ Vereinhlichungsbestreben zu wehren. Am 27. Oktober 1915 wurden ihre Forderungen daher in dem Vertrag von Cleveland ausdrücklich festgesetzt. Auch dieses Abkommen konnte aber das slowakische Mißtrauen gegen die Zweideutigkeiten und Verdrehungskünste der Gruppe Masaryk-Beneš auf die Dauer nicht zerstreuen. Masaryk sah sich daher 1918 zu seiner Amerikareise genötigt, um der tschechischen Auslandsaktion die überseeischen Geldzuwendungen zu erhalten.

Während dieses Amerikaaufenthaltes des späteren ersten Präsidenten der Tschecho-Slowakei wurde zwischen ihm und Abordnungen der amerikanischen Tschechen und Slowaken der



berühmte Pittsburger Vertrag vom 30. Mai 1918 abgeschlossen. Er wurde von Masaryk entworfen und sowohl im bleistiftgeschriebenen Urtext wie am 14. November 1918 auch in einer kalligraphisch hergestellten Dervielfältigung unterzeichnet — das zweitemal von ihm schon als Präsident des neugeschaffenen Staates. In dem Text wird die Vereinigung der beiden Völker in einem Staat gebilligt, unter Vorbehalt eigener Amtssprache, Verwaltung, Landesvertretung und Gerichte der Slowakei. Diese unmißverständliche Vereinbarung wurde von den Tschechen und vor allem auch von Masaryk später mit allen Mitteln zu verschweigen, in ihrer Verbindlichkeit herabzusetzen, schließlich als Fälschung hinzustellen versucht. Für die große Mehrheit des slowakischen Volkes bildet sie die unverbrüchliche Rechtsgrundlage für den Selbstbehauptungskampf gegen die verhasste tschechische Überfremdung.

Im Laufe des Jahres 1918 fanden auch in der Slowakei einzelne Kundgebungen der zahlenmäßig kleinen, mit Prag zusammenarbeitenden tschechenfreundlichen Kreise statt. Sie gipfelten in dem Mitte Oktober gegründeten slowakischen Nationalrat und dessen „Deklaration von Turčiansky St. Martin“ vom 30. Oktober 1918. Die Männer, die den Nationalrat bildeten und diese EntschlieÙung faÙten, waren in der überwiegenden Mehrzahl keine gewählten Volksvertreter, sondern von einem kleinen Klügel willkürlich ernannt. Sie stammten alle aus drei kleinen Bezirken der Mittelslowakei mit zusammen rund 18 000 Einwohnern. Das zweimillionenvolk der Slowaken wurde von ihnen in gar keiner Weise repräsentiert, die fremden Volksgruppen der Slowakei — darunter eine Million Magyaren — wurden natürlich überhaupt nicht befragt. Und trotzdem 84 v. H. des slowakischen Volkes Katholiken sind, waren von den 106 Mitgliedern des Nationalrats 90 protestantisch und geistig vollkommen von den Tschechen abhängig. Dieser Zusammensetzung entsprechend prallten während der Beratungen die verschiedenen Ansichten über dem von den Tschechen vorgelegten Entwurf über die staatliche Organisation des neuen Staates aufeinander. Die Vorbehalte der nationalen Slowaken zielten wieder auf die autonome Stellung ihrer Heimat, wobei man nach dem Vorbild des österreichisch-ungarischen Ausgleichs von 1867 auch an eine zunächst auf zehn Jahre befristete kündbare Vereinigung mit den Tschechen dachte. Bis zum späten Abend wurde erbittert um die Fassung der Erklärung gekämpft, auch bei der schließlich erfolgten Einigung gaben die nationalen Slowaken noch allerlei Befürchtungen zu Protokoll — in der Richtung: „Ob uns nur nicht die Tschechen auffressen werden“ (wörtliche Aussage des Abgeordneten Juriga).

Der geistige Vater dieser ganzen Angelegenheit, Hodža, traf erst nach Schluß der Versammlung und nachdem die meisten

Mitglieder schon nach Hause gefahren waren, in Turčiansky St. Martin ein. Er war zwar gewählter Abgeordneter des ungarischen Parlaments, aber für eine slowakische Volksinsel im Süden, die heute zu Südslawien gehört, und er war in höchstem Maße Parteigänger der Tschechen. Er ließ sich den Text der Deklaration, der am nächsten Tage in den Zeitungen erscheinen sollte, vorlegen und änderte ihn um, wobei auch die Erwähnung der slowakischen Autonomieforderung und nach Ansicht der nationalen Slowaken auch die Geheimklausel über die nur zehnjährige staatsrechtliche Vereinigung mit den Tschechen von ihm gestrichen wurde. Am nächsten Tage, dem 31. Oktober 1918, wurden die noch anwesenden etwa 20 Mitglieder des Nationalrates nochmals zusammengerufen, um diesem abgeänderten Dokument ihre Zustimmung zu geben. Trotzdem die ausdrückliche Willensäußerung nur dieses bescheidenen Bruchteils der Versammlung vorliegt, hat man sich nicht geschaut, die Erklärung mit den Unterschriften von 104 Teilnehmern der am Vortage abgehaltenen Sitzung zu versehen und so zu veröffentlichen. Natürlich hat sich angesichts dieser Fälschung um diese ganze Angelegenheit ein entsprechender Streit erhoben. Er ist schwer nach der einen oder anderen Seite hin zu schlichten, da der Originaltext dieses sehr bedeutsamen Dokuments merkwürdigerweise nicht erhalten blieb, sondern „wahrscheinlich in der Druckerei blieb und dort verlorenging...“! Immerhin hat gerade die 1928 erfolgte Berufung auf die Geheimklausel von der auf zehn Jahre befristeten staatsrechtlichen Zugehörigkeit, die darin enthalten gewesen sein soll, dem bedeutenden slowakischen Professor Tuka die besondere Feindschaft der Tschechen, einen Hochverratsprozeß, acht Jahre schweren Kerkers, die Vernichtung der Existenz, den körperlichen und seelischen Zusammenbruch und schließlich die dauernde Verweisung aus der Heimat eingebracht<sup>3)</sup>.

Die auf diese unglaubliche Weise zustande gekommene St. Martin Deklaration, die die Slowaken als „Teil der einheitlichen tschecho-slowakischen Nation“ (auch dieser Satz soll erst von Hodža nachträglich eingeschmuggelt worden sein!) und den Nationalrat als einzige berechnigte slowakische Vertretung hinstellt, wurde der Pariser Entente-konferenz als Willensäußerung des slowakischen Volkes vorgelegt und trug auf diese Weise zur Bildung des tschecho-slowakischen Staates in den bis 1938 bestehenden Grenzen bei. In Wirklichkeit aber ist das slowakische Volk bei der tschecho-slowakischen Staatsgründung ebensowenig wie die Sudetendeutschen, Polen, Magyaren und Karpaten-Ukrainer befragt worden, woraus sich auch seine erbitterte Opposition in der Folgezeit erklärt. Ungewollt gibt das auch der offizielle tschechische Historiker dieser ganzen dunklen Angelegenheit, der Preßburger Professor Chaloupecký<sup>4)</sup>, zu.



Da sich der slowakische Selbstbehauptungswille an der Fälschung von St. Martin immer wieder in ähnlicher Weise wie an dem Pittsburger Vertrag entzündet, suchte er die Wichtigkeit der ganzen Erklärung einzuschränken: „Eine staatsrechtliche Bedeutung hat die Martinier Deklaration nicht, als die Slowaken nach St. Martin kamen, waren sie, obzwar sie es nicht wußten<sup>1)</sup>, eigentlich schon Angehörige und Untertanen des tschecho-slowakischen Staates.“

Die Slowaken nahmen sofort den Kampf um ihre Freiheit auf. Unter Führung Hlinkas organisierte sich schon im Dezember 1918 die Slowakische Volkspartei mit ihrem klaren Autonomieprogramm, seit dem Januar 1919 erscheint ihr Hauptorgan, der „Slowak“, als die bis heute größte Zeitung der Slowakei. Seitdem im April 1919 der Pittsburger Vertrag über die amerikanischen Slowaken — nicht über den Mitunterzeichner Masaryk! — zur Kenntnis der Heimat gelangte, machte sich die Partei Hlinkas zum unermüdlischen Verfechter von dessen eindeutigen Forderungen. Im Mai erlitt sie dabei einen unersehlichen Verlust in dem Fliegertod des ersten Kriegsministers der Tschecho-Slowakei, Milan Štefánik. Er hatte sich — in Frankreich lebend — im französischen Heer zum General emporgedient und war neben Masaryk und Beneš hervorragend an der Organisation der Auslandsaktion für den zukünftigen tschecho-slowakischen Staat beteiligt. Trotzdem dabei Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und den tschechischen Führern bestanden, hatte seine bedeutende Stellung den heimischen Slowaken doch eine Garantie geboten, auf die von der tschechischen Propaganda auch eifrig hingewiesen wurde. Bei seiner Heimkehr in einem italienischen Flugzeug aber wurde er über dem Preßburger Flugplatz in geringer Höhe abgeschossen — wie die Tschechen behaupten, infolge eines tragischen Mißverständnisses —, wie viele Slowaken glauben, in der vorsächlichen Absicht, sich des unbequemen Garanten der slowakischen Sonderwünsche zu entledigen. Das um den Tod Štefániks bestehende Geheimnis ist jedenfalls bis heute nicht gelüftet worden.

Hlinka nahm die Vertretung seines Volkes um so tatkräftiger in die Hand und versuchte dessen Autonomieforderungen im September auf der Pariser Konferenz zur Sprache zu bringen. Die slowakische Abordnung wurde aber dort nicht vorgelassen und Hlinka auf Veranlassung Benešs von der französischen Polizei ausgewiesen. Hlinka sah sich, als er nach Hause zurückkehrte, für Monate von den Tschechen eingekerkert, sein Kampfgefährte Jehlička zog diesem Schicksal den Aufenthalt im Auslande vor und wirkt seitdem von dort aus unermüdllich für die Befreiung der Slowakei. Während Hlinka sich in Haft befand, wurde von der revolutionären Nationalversammlung in Prag ohne

Berücksichtigung der im Pittsburger Vertrag und in der ursprünglichen St. Martinier Vereinbarung festgelegten slowakischen Autonomieforderungen von der Prager Nationalversammlung die tschechisch-slowakische Staatsverfassung beschlossen (am 29. Februar 1920). Wieder wirkten dabei für die Slowakei nicht frei gewählte, also berechnete Volksvertreter mit, sondern von der Regierung bestimmte Vertrauensmänner — wieder blieben die die runde Hälfte der Staatsbevölkerung ausmachenden nicht-tschechischen Volksgruppen von jeder Mitwirkung ausgeschlossen.

Seitdem versuchte sich die Gewaltherrschaft der Tschechen in der Slowakei immer mehr durchzusetzen. Aber der Widerstand der Autonomisten wuchs. Man schritt gegen sie ein. Ihre Abgeordneten wurden unter Druck genommen, Tuka, der Führer der unbewaffneten, aber festgefügtten slowakischen Parteitruppe, der Rodobrana, wurde vernichtet, die Parteizeitung viele Male verboten — die Autonomistenbewegung wuchs. Tschechenfreundliche Renegaten, wie Šodža, bemühten sich um die Regierungsbeteiligung der Slowakischen Volkspartei — sie war dafür nach dem kurzen Versuch von 1927 nicht mehr zu gewinnen. Ihre Opposition hat sich dauernd verschärft, ihre Anhängerzahl im Lande ist auch in den letzten Jahren weiter gestiegen, und am 29. März 1938 haben im Prager Parlament zum erstenmal die gewählten Vertreter der Deutschen, Magyaren, Polen und Slowaken gemeinsam für die von ihnen vertretenen Volksgenossen die Autonomie gefordert. Das gewaltige Echo, das diese Kundgebung vor allem im deutschen, polnischen und ungarischen Ausland fand, hat damals schon vor aller Öffentlichkeit die innere Bruchigkeit der von den Tschechen ausgeübten Gewaltherrschaft auch in bezug auf die Slowaken offenbar werden lassen.

<sup>1)</sup> Der Aufsatz stützt sich in vielen wichtigen Einzelheiten auf das wichtige Buch: Robert Nowak: Der künstliche Staat. Ostprobleme der Tschecho-Slowakei. Oldenburg-Berlin 1938.

<sup>2)</sup> Von ihnen traten 800 000 der „Tschecho-slowakischen Kirche“ bei, 700 000 wurden konfessionslos. Vgl. E. Winter: 1000 Jahre Geisteskampf im Sudetenraum, 1938, S. 395.

<sup>3)</sup> Da Tuka in diesem weltberühmten Prozeß nichts Belastendes nachzuweisen war, wurde schließlich eine bestochene Zeugin aus Wien herbeigeholt, auf deren Aussagen sich das Urteil gründete. Die Zeugin wurde später von einem tschechischen Agenten um einen Teil der Bestechungssumme betrogen und klagte vor einem Wiener Gericht. Die Höhe der Bestechungssumme und der tschechische Mittelsmann wurden dabei genannt, ohne daß die Tschecho-Slowakei nach dieser Bloßstellung eine Revision ihres Schandurteils für nötig gehalten hätte.

<sup>4)</sup> V. Chaloupecký, Martinská deklaráce a její politické osudy. Č. Č. H. 1928, S. 337.

<sup>5)</sup> Vom Verfasser gesperrt.



# SCHLESISCHER BLAUDRUCK

VON ALFRED BÖNSCH

Der handwerkliche Blaudruck gehört wie das Akräuchern und die Perlenfischerei zu den nicht mehr allzu zahlreichen Betätigungen, die sich ihre urväterliche Form bis auf unsere Tage bewahrt haben. Der Ausdruck „handwerklich“ enthält allerdings eine sehr weitreichende Begrenzung, denn während die eingeborenen Perlentäucher am Persischen Golf vor den kommenden Perlenfischmaschinen ziemlich sicher sind, haben die meisten Blaudrucker im vorigen Jahrhundert ihre Werkstätten abgeschlossen und den emporgewonnenen Riesenwalzen der Industrie das Gelände ohne bewaffneten Widerstand abgetreten oder sich von dem färben und Drucken der Zeuge auf den Handel mit Webwaren umgestellt. Damit verlor sich ein üppig blühendes Gewerbe von einem hohen volkskünstlerischen Wert, und es wäre schlimm darum bestellt, wenn nicht das Bewußtsein von der Würdigkeit seiner Erhaltung in unseren Tagen an Gewicht gewänne.

\*

Der Blaudruck ist ein Zweig des Zeugdruckes, der eine lange Geschichte hat. Sie reicht von frühen Anfängen im Orient über die Verbreitung nach Ostindien, China, Europa und später selbstverständlich auch der Neuen Welt bis in unsere Zeit hinein und zeigt uns heute das Bild einer überaus gewaltigen Industrie, die mit ihren Erzeugnissen selbst die abgelegensten Ländereien des Erdballes überzieht und die bodenständigen Kunsthandwerke der Färber und Drucker vollends zu verschlucken droht. An der Geschichte des Blaudruckes können wir den typischen Ablauf des Schicksals fast aller Handwerkskultur verfolgen.

Im Mittelalter gewannen die Färber ihr Blau aus dem Saft der Waid, einer gelben Blume aus dem Süden Deutschlands, deren Anbau Karl der Große schon in seinem Capitulare befahl. Um die Wende zum 17. Jahrhundert brachten die Holländer aus ihren Kolonien den ersten Indigo mit und führten ihn nach den deutschen Grenzlanden aus. Die Färber erkannten bald die bessere Eignung dieses

südafrikanischen Tropengewächses zum Färben ihrer Leinen und mischten ihrer Waidküpe einige Teile Indigo bei. Die Behörden mußten ihren Widerstand gegen den Eindringling aus Übersee allmählich fallen lassen, und der Indigo verdrängte den alten Färberwaid immer mehr.

Die erhaltenen Nachrichten und Geräte der Blaudrucker reichen nicht über den Beginn des 17. Jahrhunderts zurück, und in eben diese Zeit muß man die Entstehung des eigentlichen Blaudruckes durch die Einführung der Indigofärbung legen. In daselbe Jahrzehnt fällt aber auch das Eindringen des Kattendrucks, den der aufstrebende Kolonialhandel der Holländer und Engländer nach Europa brachte. Jahrhunderte hindurch erhielt sich der Blaudruck neben dem gefährlichen Wettbewerber, bis der gewandelte Geschmack die zierlicheren Muster des Kattuns den landschaftsgebundenen, charaktervolleren Drucken der Blaufärber vorzog.

Eine wesentliche Verschiedenheit zwischen Kattun- und Blaudruck ist nicht einmal festzustellen. Der Blaudrucker färbte fast ausschließlich das bäuerliche Hausleinen, dessen Grobfädigkeit weiträumige und klare Musterung verlangte. Der infizierte Geschmack einer späteren Zeit aber setzte die Schlichtheit der Komposition mit Plumpheit gleich und trug damit viel zum Niedergang des Gewerbes bei. Die Manufakturen verbreiteten immer mehr die leichten Stoffe, wie Nessel und Köper, und bedruckten sie mit zierlichen Mustern, deren schneller modischer Wechsel mit der geringeren Haltbarkeit des Zeuges zusammenarbeitete. Die Bedruckung des Leinens blieb dagegen naturnotwendig in den Grenzen des Negativverfahrens stecken, das wir bald näher betrachten werden.

\*

Die Blütezeit des Färber- und Druckerhandwerks ist im späteren 17. und im 18. Jahrhundert zu suchen. Damals bemühten sich die westfälischen Färber sogar, vom Könige als eine eigene Zunft erklärt zu werden, was denn in der Tat im Jahre 1743 durch allerhöchstes „Innungsarticul vor die



Schwarz- und Schön-färber in dem Fürstentum Minden und der Grafschaft Ravensberg" geschah.

Die Bauern stellten das Leinen selber her und brachten es zum Drucker „in die Farbe“. Der zeigte seinen Kunden die Farbtöne und die in jener Landschaft üblichen Druckstöcke, und die Bauern oder Bäuerinnen wählten nach ihrem Geschmack aus. Jede Gegend bevorzugte gewisse Muster und schied sich dadurch von allen anderen Landschaften. Daneben gab es allerdings Darstellungen aus der Bibel und der Geschichte, die in ganz Deutschland verbreitet waren.

Niemand konnte anfangs ein zunftgemäßer Blaudruker werden, der nicht selbst ein Muster oder eine Szene auf eine Birnbaumplatte schnitzen konnte. Im Laufe der Zeit brachten es die Druckereien auf einen nach Hunderten zählenden Bestand an Modeln, später tauschten sie auch untereinander aus, im beginnenden 19. Jahrhundert aber verloren sie wohl die Geduld und Zeit zum Schnitzen neuer Modelle und überließen diese Arbeit den Modelstechereien, die für die Kattundruckerei tätig waren. Die Stechereien glichen die Blaudruckmuster immer mehr den Modellen des Kattendrucks an und wischten so die landschaftlichen Sonderheiten weg. Zugleich aber gerieten die Blaudruker in eine zunehmende Abhängigkeit von der Kattunmanufaktur und wurden von deren schneller Vollendung zurückgedrängt. Zwar behielten sie die Bräuche ihrer Zunft im ganzen 19. Jahrhundert bei und schickten ihre Gefellen nach der Lehrzeit auf die Wanderschaft durch Deutschlands Gauen und die angrenzenden Länder, aber mit den Großbetrieben konnten sie bald nicht mehr um die Wette laufen, und so stellte ein Blaudruker nach dem anderen die Arbeit ein. Einige Werkstätten erhielten sich bis ins 20. Jahrhundert hinein und werden sich hoffentlich auch ins 21. hinüberretten.

\*

Zu einem vollendeten Blaudruker gehören hohes künstlerisches Können und reiche handwerkliche und chemische Erfahrung. Der Arbeitsvorgang selbst ist denkbar einfach, die Schwierigkeiten liegen in der stoffgerechten Behandlung der verschiedenen Gewebe und in der Farbgebung, deren Tönung ja dem Stoff dazu verhelfen soll, sich möglichst vorteilhaft darzustellen.

Das rohe Nesselzeug muß vor der Bedruckung von allen Unsauberkeiten und anhaftenden Holzfasern gereinigt werden. Es wird zu diesem Zweck in einem großen Kessel aufgekocht und ausgeklopft. Die Bauern brachten das Leinen meistens in gebleichtem Zustande in die Farbe, obwohl das Bleichen weder bei Nessel noch bei Leinen für die Bedruckung nötig ist.

Danach wird der Stoff mit Kartoffelstärke gestärkt und in dem Kalandergemangelt. Diese Mangel bestand zumeist aus drei Buchenholzwalzen und wurde in den älteren Betrieben durch eine Kurbel mit Schwungrad von Menschenhand, in den neueren durch ein Roßwerk bewegt.

Jetzt ist der Stoff so weit hergerichtet, daß er auf den Drucktisch kommen kann. Dieser ist nach der Art eines Bügelbrettes mit einigen Lagen Wollstoff oder sonstigem Zeug gepolstert, weil das Drucken eine weiche Unterlage erfordert, und wie ein Schreibpult so geneigt, daß der Drucker eine gute Übersicht über die ganze Fläche hat.

Neben dem Drucktisch steht auf einem Farbentrog der Farbentopf, in dem der Papp angerührt ist: Eine Druckmasse, deren Zusammensetzung in zahlreichen alten und neueren Rezeptbüchern beschrieben ist. Der Blaudruker streicht nun mit der Farbbürste den Papp aus dem Farbentopf auf ein fest zwischen einem Rahmen innerhalb eines ausgepichteten Kastens aufgespanntes Tuch, gegen das er sodann die zum Druck bestimmte Model preßt.

Die Herstellung dieser Druckstöcke ist die eigentliche Kunst des Blaudruckers. Sie erfolgt mit dem Handwerkszeug des Holzschnitzers, mit Hohleisen und Konturenstichel, mit Schneidmesser und Geißfuß. Da jeder Blaudruker früher neue Druckformen stach und die alten Stöcke übernahm, sammelte er oft bis zu tausend Stempel an und besaß alle erdenklichen Muster, schmale Borten und breite Flächenmuster, runde und rhomboide Mittelstücke und Füller und dreiseitige Eckstempel. Die Druckstöcke der ältesten Werkstätten waren aus Birnbaumholz gefertigt, die Schnitzerei war erhaben. Wahrscheinlich aber wurden schon um 1700 Messingstifte verwendet, um feinere Musterungen bei Blumen, Blättern und Nadelbäumen zu erzielen.

Besondere Sorgfalt muß der Blaudruker darauf verwenden, daß jedes Druckstück unmittelbar an das vorhergehende anschließt. Es darf keine „Gassen“ und Überlagerungen durch ungenaues Aufsetzen geben. Diesem Zwecke dienen die an den Ecken der Druckstöcke eingeschlagenen Rapportstifte, die sich mit in das Zeug eindrücken und die nächste Ansatzstelle bezeichnen.

Das Aufnehmen des Papps mit dem Druckstock ist eine Angelegenheit, bei der es Fingerpitzengefühl zu zeigen gilt. Die Dicke der Druckmasse muß genau abgeschätzt sein, dann drückt der Meister den Stock auf das Zeug und klopft den Papp mit der Faust oder mit einem hölzernen Hammer herunter. Ist zu wenig Papp auf das Leinen aufgetragen, dann hat die bedruckte Stelle nicht genügend Deckkraft und nimmt Indigo an. Zu viel Papp hingegen fließt auseinander und macht die Arbeit ebenso zunichte.

Nach dem Eintrocknen des Papps beginnt das Färben. Der Indigo kam in der ersten Zeit seines Gebrauches in Stück-



form in den Handel und mußte erst in einem Metallbecken zerrieben werden. Das Indigopulver, das sich dabei an den Innenwänden des Beckens festsetzte, wurde mit zwei Holz- oder Eisenstäben abgeklopft. Da die Blaudrucker das Zerreiben des Indigo immer zur gleichen Morgenstunde vorzunehmen pflegten, ergaben sich in den Dörfern mit mehreren Druckerwerkstätten höchst anziehende Wettstreite, jeder Blaudrucker trommelte nämlich Volkslieder ab und ließ seine Stäbe weithin schallen. Später fiel diese Art des Zerreibens weg und wurde durch den sogenannten Kollergang ersetzt: ein Kessel, in dem sich zwei Walzen befanden, die man durch eine Handkurbel oder durch einen Göpel kreisen ließ. Hier und da mahlte man den Indigo wie in einer Kaffeemühle.

Der geriebene Indigo wird in Küpen angerührt. In den meisten Blaudruckereien standen mehrere solcher Bottiche nebeneinander, jeder enthielt eine besondere Farbstärke. Über jeder Küpe hängt ein Holzrahmen oder ein Eisentad an einem Seil, das über Rollen läuft. Darauf spannt der Drucker das bepappte Zeug und taucht es in die Farblösung. Das Gewebe färbt sich nun in dem Indigo, nur die mit Papp bedeckten Stellen nehmen nichts an.

In der Regel läßt man den Stoff sechs- bis zwölfmal in die Küpe tauchen und setzt ihm in der Zwischenzeit der Luft aus. Dabei muß der Färber darauf achten, daß sich die einzelnen Stellen des in Falten aufgehängten Zeuges nicht berühren, und fährt zu diesem Zwecke öfters mit dem Windknüttel dazwischen. Nach jedem Eintauchen wird die Farbe satter und kräftiger, man sagt von dieser Blaufärbung treffend, der Stoff „vergrüne“.

Wenn das Leinen dann genügend durchgefärbt ist, wird es getrocknet und in einem Schwefelsäurebade von dem Papp gereinigt. Das Ergebnis ist ein tiefblau gefärbter Stoff mit weißem Muster. Man färbte übrigens den Stoff auch hellblau, gelb oder grün vor und erzielte so eine entsprechende Musterung.

\*

In den vergangenen Jahrhunderten versorgten die Blaudrucker die gesamte bäuerliche Bevölkerung mit dem vielbegehrten Blaudruckleinen. Man trug leinene Schnupftücher in der Tasche, die Landfrauen banden sich leinene Kopftücher und Schürzen um und schlüpfen in blauleinene Kleider, sie legten blauleinene Tischdecken auf und besaßen blauleinene Wandbehänge, Bettbezüge und Vorhänge. Selbst die Männer trugen indigogefärbte Westen, und die Kinder kleideten die Puppen in das gleiche Zeug.

Aber der Geschmack wandte sich allmählich dem mannigfaltigeren Kattundruck zu, der eine größere Bewegungsfreiheit hatte, weil er nicht im Reservendruck, sondern im

Aufdruck arbeitete. Größere Farbenfreudigkeit, rascherer Wechsel in der Mode, feinere Ausgestaltung der Muster — das alles zog das bäuerliche Volk von dem künstlerisch bedeutend wertvolleren Blaudruck weg.

Erst die neuere Volkskunde erkannte die Werte dieses alt-hergebrachten Kunsthandwerkes wieder, die Volkskundler gingen auf die Dörfer und in die kleinen Städte und suchten die alten Werkstätten auf, sie gruben Dokumente aus, zeichneten die ehrwürdigen Geräte, schrieben Bücher und stellten Sammlungen von blaugedruckten Kleidern, Stoffen und Tüchern zusammen, und zuletzt drehte man sogar einen Kulturfilm, dem wir eine längere Lebensdauer wünschen, als sie ein durchschnittlicher Spielfilm zu erwarten hat.

Aber es kann noch mehr geschehen: Wir können eine alte Blaudruckerei wieder ins Leben zurückrufen und damit ein bedeutsames Stück unserer Volkskultur für die Nachwelt retten. Wir besitzen in Schlesien eine uralte und doch in einer seltenen Reichhaltigkeit erhaltene Blaudruckerei. Sie ist in zwei alten Gebäuden untergebracht, die in Steinau an der Oder in der Nähe des alten Glogauer Tores stehen.

Diese Blaudruckerei ward im Jahre 1633 unmittelbar nach dem Schwedeneinfall errichtet und kam 1763 in den Besitz einer alteingesessenen Blaudruckerfamilie, die sie bis auf den heutigen Tag innehat. Wenn man nachrechnet, ergibt sich, daß die Werkstatt einhundertfünfundsiebzig Jahre in den Händen dieses Geschlechtes ist, ein Faktum, das allein einen Hinweis rechtfertigen würde. Die familie Stein ist seit 1600 in Schlesien nachweisbar, und ihr ältester Blaudrucker saß bereits um 1650 in Primkenau. Dessen Nachkommen waren in sieben schlesischen Städten als Blaudrucker tätig, in Steinau, Schlichtingsheim, Stroppen, Raudten, Guhrau, Lüben, Primkenau. Ihre Werkstätten aber teilten wohl das Schicksal der ganzen Junft und verschwanden im Laufe des vorigen Jahrhunderts, während die Stammdruckerei erst im Jahre 1910 stillgelegt wurde. Der jetzige Besitzer ist der bekannte schlesische Graphiker Gerhard Stein, der den Druckbetrieb wieder aufnehmen will. Es liegt auf der Hand, daß diese Absicht nur zu verwirklichen ist, wenn die Öffentlichkeit dieses Stückes alter, wertvollster Überlieferung erhalten hilft. Es ist als ein besonders günstiges Zeichen anzusehen, daß Gerhard Stein nicht nur der Nachkomme eines ganzen Geschlechtes von Blaudruckern, sondern auch ein Künstler ist, der die ideale Verbindung von handwerklicher und künstlerischer Meisterung des Stoffes in die Tat umsetzen kann.

\*



Darüber hinaus haben sich in dieser alten Steinauer Blaudruckerei Dokumente und Geräte in einem Reichtum erhalten, der die Werkstatt zu einer glücklichen Ausnahme unter den Resten ihrer Gattung erhebt. Das gesamte Gerät zum Schnitzen und Stechen der Modeln ist noch vorhanden, Nadeln, Hämmer, Schneidmesser, Stichel, Hohleisen und Falzbeine, alles liegt in Reih und Glied auf dem Tische in der Druckstube, die genau so hergestellt ist, wie sie vor dreihundert Jahren ausgesehen haben mag.

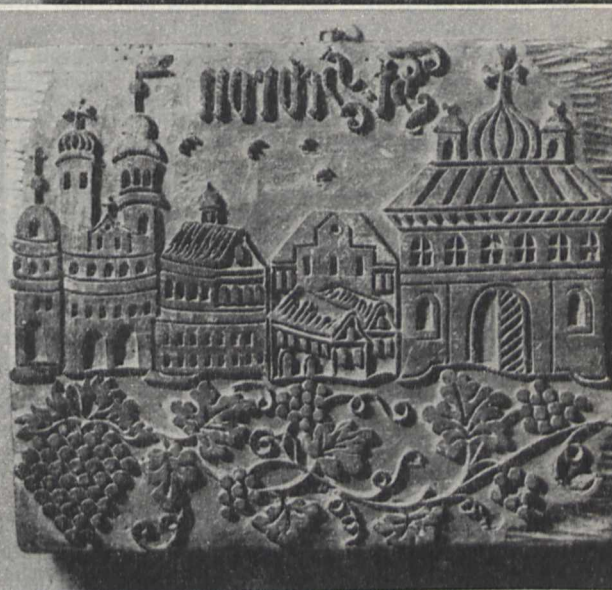
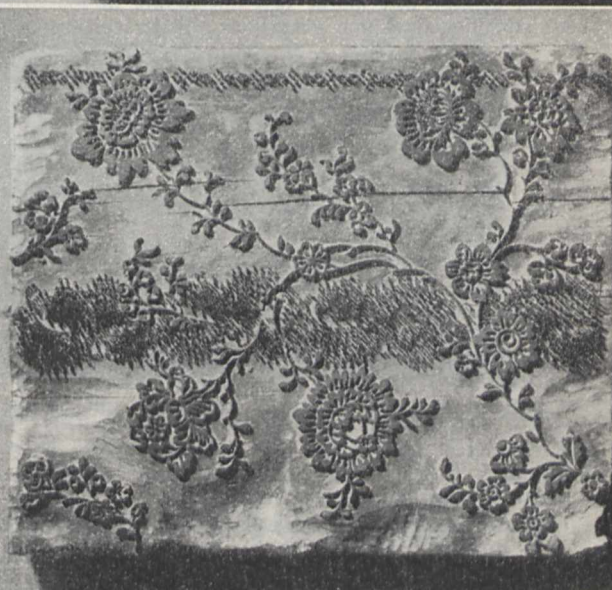
In einer Truhe fanden sich vor etlichen Monaten höchst aufschlußreiche Papiere, darunter der Kaufvertrag von Anno 1763 samt dem Verzeichnis aller Gegenstände, die der neue Besitzer übernahm. Weiterhin ein Tagebuch, in dem ein Enkel der Steins ziemlich ausführlich über die Ereignisse der Steinauer Geschichte berichtet und die Nöte schildert, welche die aus Rußland zurückkehrenden Reste der napoleonischen Heerhaufen verursachten, Wanderbücher und allerlei Briefe von Sippengenossen, die in der Gesellenzeit herumwanderten, bis sie sich als Meister niederließen, und schließlich auch eine Urkunde, in der ein Samuel Stein seiner Braut 800 Taler und die Kleidungsstücke, die er am Hochzeitstage getragen, vermacht.

Bei dem Brande der Stadt Steinau im Jahre 1834 wurde auch die ehrwürdige Blaudruckerei eingäschert. Indessen konnte alles Geräte samt den Dokumenten noch gerettet werden, und ein Jahr später ward die Druckerei im Biedermeierstile wieder aufgebaut. Heute sind schon drei Räume in der alten Form eingerichtet, die Druckstube mit dem Drucktisch und den Küpen, eine Stube mit dem Handwerkszeug aus alter Zeit und ein Zimmer im Biedermeierstil mit den familiengeschichtlichen Dingen.

Die Druckerei beherbergt auch noch alte Blaudrucktischdecken, die heute in genau der gleichen Form verfertigt werden können, da alle alten Modeln lückenlos vorhanden sind. Der heutige Besitzer fand bei seiner Übernahme mehr denn zweihundert Druckstöcke vor.

\*

Wir wünschen, daß die Wiederaufnahme der alten Steinauer Blaudruckerei bei der Bevölkerung und bei den zuständigen Stellen der Behörden die notwendige Unterstützung findet, ohne die eine fruchtbringende Erschließung ihrer volkshundlichen und künstlerischen Werte schlechterdings nicht denkbar ist. Wir leisten uns hier und da den Luxus einer romantischen Postkutsche mit Postillon und Hörnerklang, wir können uns in Schlesien auch eine altehrwürdige Blaudruckerei leisten, die überdies alles andere denn ein Luxus ist, sondern unser Kulturleben um ein buntes und eigenwilliges Stück bereichert.





# Für Herbst und Winter

finden Sie  
wärmende Kleidung für Damen u. Herren  
Kostüme und Mäntel, Ostmark-Kleider  
Anzüge, Ulster und Mäntel, Sportanzüge  
in nur guten Qualitäten bei

**William Kramer**  
Breslau, Schweidnitzer Str. 38/40

## F I L M

Vor nicht allzu langer Zeit hat einer der deutschen Reichsfender einen interessanten Versuch gemacht: Der Tonstreifen eines Films, der gleichzeitig in verschiedenen Lichtspielhäusern mit großem Erfolge lief, wurde den Hörern als in sich geschlossene Hörspielmäßige Handlung vorgeführt. Dieser eigenartige Versuch ist — im großen gesehen — geglückt; ebenso wie die Hörer schon seit Jahren mit der Übertragung von Ausschnitten aus neuen Filmen im Rahmen der Zeitfunkberichte vertraut sind, ebenso wurden sie hier gefesselt. Es ergibt sich also die immerhin erstaunliche Tatsache, daß zwei in ihrem inneren Wesen grundsätzlich voneinander verschiedene Kulturinstrumente wie Film und Rundfunk — das eine ist auf dem Prinzip der optischen Handlung aufgebaut, das andere auf dem des akustischen Geschehens — einander nicht ausschließen.

Es wäre nun natürlich völlig verkehrt, würde diese Erkenntnis zu einer Umwertung der Begriffe führen dergestalt, daß uns nun die Tonstreifen von erfolgreichen Filmen als Hörspiele vorgeführt werden und daß andererseits die Filmindustrie auf der Suche nach packenden Filmstoffen ein gutes Hörspiel sozusagen bildmäßig illustriert. Die Grenzen der Eigengesetzmäßigkeit bleiben — hier wie dort — nach wie vor genau abgesteckt, und daran ändern auch die erfolgreichen Versuche nichts. Sie beweisen vielmehr etwas anderes: daß Hörspiel und Film nicht nur im Stoff an sich gemeinsame Prinzipien haben, sondern auch im Aufbau und in der szenischen Gestaltung des Stoffes.

Wir brauchen hier nur auf vier Filme zurückgreifen, die in letzter Zeit in Breslau liefen und die das unter Beweis stellen: „Der Mustergatte“, der zuerst als Hörspiel aufgeführt wurde, der Film „Mit versiegelter Order“, der als Hörspiel unter dem Titel „Vertrag um Karakat“ seine ersten großen Erfolge errang, „Urlaub auf Ehrenwort“ und, als jüngstes Beispiel, „Verwehte Spuren“, zum ersten Male im Jahre 1935 vom Deutschlandsfender aufgeführt und vor wenigen Monaten im Breslauer Sender wiederholt. Bald nach der erfolgreichen Uraufführung in Venedig lief dieser neueste Film Mitte September in Breslau an und auch er war, wie die drei anderen schon genannten Filme, im Stofflichen und im Aufbau der Handlung von der ursprünglichen Hörspielfassung nicht wesentlich abgewichen. Man ging hier sogar noch einen Schritt weiter als vorher: man behielt die auf das rein Hörspielmäßige abgestimmte Form des Szenariums bei, ohne daß dies dem Film den geringsten Abbruch getan hätte.

Man muß tiefer suchen, um die Gründe dafür festzustellen. Nach den Versuchen der ersten Jahre hat sich eine Hörspielform durchgesetzt, die — so paradox das klingen mag — das gesprochene Wort auf ein Mindestmaß beschränkt. So erhält jedes Wort, sorgsam ausgewählt und gewertet, seine tragende Bedeutung für den Fortlauf der Handlung. So liegt der Schwerpunkt sowohl in der strengsten Straffung des Textes wie in der damit verbundenen Zuspitzung der Handlung. Das aber ist dieselbe Gesetzmäßigkeit, auf die der Film aufbaut.

Bleiben wir bei dem Beispiel „Verwehte Spuren“. Da kommt eine junge Ausländerin mit ihrer Mutter zum ersten Male nach Paris, — nach Paris, das sich im Taumel der Weltausstellung befindet. Von diesem Wirbel einer fremden Umwelt wird sie

sofort erfaßt: Als sie am Morgen nach ihrer Ankunft die Mutter vom Hotel abholen will, in das sie sie am Abend zuvor gebracht hatte, findet sie die Mutter nicht mehr. Und das Unfaßbare tritt ein: die Angestellten des Hotels, mit denen die beiden am Abend zuvor geplaudert hatten, erinnern sich nicht daran, sie streiten sogar ab, die beiden jemals gesehen zu haben. Und nun, nach diesem dramatischen Höhepunkt, der die Handlung einleitet, erlebt der Hörer wie der Zuschauer eine dramatisch starke Wirkung und Entwirrung des Schleiers um dieses Geheimnis, die sich nur auf wenige handelnde Personen beschränkt und deren zwingende Kraft in den straffen Dialogen liegt. Das sind die beiden wesentlichsten Punkte, in denen sich Hörspiel und Drehbuch immer berühren werden, und sie treten hier in diesem Hörspiel- bzw. Filmstoff besonders klar zutage.

In dieser gegenseitigen Befruchtung aber liegen die Voraussetzungen für die große kulturelle und weltanschauliche Aufgabe, die beiden vorgezeichnet sind. Der Rundfunk erfaßt Hunderttausende von Familien, die nur selten ins Theater gehen, der Film Millionenmassen, die hier Zerstreuung und Entspannung suchen. Diese Massen, an die das Theater nie herankommen kann, durch erlebte, kulturell und weltanschaulich vertiefte Stoffe mit den großen Fragen unserer Gegenwart bekanntzumachen, ist die verantwortungsvollste Aufgabe von Film und Rundfunk.

H e l m u t W a g n e r

## S C H R I F T T U M

**Geschichte Schlesiens.** — Herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien unter Leitung von Hermann Aubin. — Bd. I: Von der Urzeit bis zum Jahre 1526. XVI u. 495 S. — Verlag: Priebratschs Buchhandlung, Breslau 1936. 8,25 RM., geb. 9,— RM.

Der vorliegende erste Teil des auf zwei Textbände und einen Anmerkungsband geplanten Gesamtwerkes weist sich selbst als Frucht reger Zusammenarbeit unter berufenen Forschern aus. In anziehender Form wird weitesten Kreisen ein so vielseitiges Bild von der Geschichte Schlesiens im Mittelalter entworfen, wie es die ältere Forschung bisher nicht zu bieten vermochte. Ungewöhnliche Verlebendigung und Durchdringung erfährt der Text nicht nur durch viele Abbildungen, sondern vor allem durch die Beigabe von über dreißig Karten und Diagrammen — Darstellungsmittel, die durch H. Schlenger im Institut für geschichtliche Landeskunde der Universität Breslau aufs sorgfältigste ausgebildet wurde.

Aus seiner Feder stammt auch der erste Abschnitt des Buches, der Schlesiens Grundgestalt in ihrer geographischen Bedingtheit erläutert und damit den Raum der geschichtlichen Ereignisse umreißt. Die natürlichen Voraussetzungen für seine bevorzugte Stellung im mittelalterlichen Handel und für den kulturellen Ausbau des Landes mit seinen alten Siedlungsgauen und reichen Bodenschätzen erfahren eingehende Beleuchtung. — In der Abgeklärtheit ihres Urteils wird die ausgeglichene Darstellung der Vorgeschichte Schlesiens durch H. Seger stärkste Anziehungskraft auf jeden Leser ausüben. Ohne im geringsten die hohe Bedeutung südlicher Kulturen für Schlesien in seiner Frühzeit zu



Schmälern, leuchtet doch überall das Übergreifen nördlicher Einflüsse hervor, welche Landnahme und Besiedlung durch die Wandalen einleiten. — Die knappe Hälfte des Bandes ist der politischen Geschichte Schlesiens eingeräumt, die ihre Bearbeiter in E. Randt und E. Schieche fanden. Anknüpfend an den Seger'schen Abschnitt wird zunächst die slawische Epoche Schlesiens des weiteren ausgeführt und die enge Verknüpfung des Landes in die Geschichte seiner Nachbarstaaten von Anfang an aufgezeigt. Eindrücklich erstehen die groß angelegten Gestalten der ersten Pfaffen, welche deutsche Siedler ins Land riefen und dazu eine weit ausgreifende Politik im Osten zu führen vermochten — unähnlich ihren Nachfahren, die den dauernden Zerfall der schlesischen Herzogtümer herbeiführten. Erst die böhmischen Luxemburger, die Hussitenzeit und Matthias Korwin vermögen Schlesiens Geschichte wieder allgemeine Bedeutung zu verleihen, so daß der Territorientwicklung in kürzeren Absätzen Genüge getan werden konnte. — Eine große Bereicherung in der Darstellung der Geschichte Schlesiens bringen die beiden Abschnitte über Verfassung und Wirtschaft im Mittelalter von H. v. Loesch und H. Rubin. Der slawischen Zeit werden jeweils ausführliche Kapitel gewidmet. Eine sorgfältige Schilderung wird den rechtlichen und wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Siedlung zuteil, deren Bild hier abschließende Vollendung erfährt. Besonderes Interesse erweckt auch die Verfolgung mancher Einzelprobleme wie die Bildung der ostdeutschen Gutswirtschaft. Vor allem aber konnte auch einmal die Leistung des deutsch gewordenen Schlesiens für das Mutterland und zugleich für das Deutschtum des ferneren Ostens, die wesentlich auf der Blüte des schlesischen Städtewesens und des Handels beruhte, ins helle Licht gerückt werden. — Wie bald der deutsche Neustamm der Schlesier Eigencharakter gewann, erheben die drei letzten Beiträge des Buches ins Bewußtsein. Vermag J. Klapper aus den Gütern des Volkstums im Mittelalter noch einmal bis in Einzelheiten hinein Herkunft und Art der deutschen Siedler zu bezeichnen, so führt A. Schmitz in seiner Darlegung des Musiklebens dem Leser eine besondere Begabung der Schlesier vor Augen, die sich schon seit dem Abschluß der Wiederbesiedlung mit bedeutenden Neuschöpfungen und späterhin besonders in der Pflege des deutschen Liedes bemerkbar machte. Am augenfälligsten jedoch tritt die musikalische Veranlagung der Schlesier in der Darstellung der mittelalterlichen Kunst durch D. Frey hervor. Nicht nur eine Übersicht der Werke im eigenen Lande wird in diesem Abschnitt geboten, sondern Schlesiens schöpferische Leistung zugleich in den Denkmälern mittelalterlicher Kunst des nahen und weiteren Ostens aufgewiesen.

Schlesiens Geschichte im Mittelalter hat also eine Bearbeitung gefunden, in welcher nicht nur die gesamte Einzelforschung zusammengefaßt, sondern vor allem der schlesische Raum mit seinen Menschen als eine lebendige und trotz aller Verflochtenheit in die Geschichte seiner Nachbarländer selbständige und gesonderte Einheit dargestellt wurde.

H a n s - W i l h e l m B ü c h s e l

**Privatschule** für Kursive und Maschinenschreiben

**Ella Hildebrandt**

Alte Taschenstraße 10/11 / Fernsprecher 21305

**Tanzschule**

**Frau Else Gebel**

Dreslau, An der Dorotheenkirche 3 (Janzen)

Anmeldung zu allen Kursen ab 1. Oktober werktags 16 — 18 Uhr

# PHOTO-SPORT verschönt das WANDERN



*Sie brauchen nur zu knipsen  
alles andere besorgt die  
Photohandlung  
FISCHER & COMP.  
Breslau Alte Taschenstr. 25*

## GESCHICHTE SCHLESIENS

Bd. I Von der Urzeit bis zum Jahre 1526

Herausgegeben von der historischen Kommission für Schlesien. XVI, 495 Seiten, 31 Tafeln, 34 Karten  
Band I/II 18.- RM Band I/III 24.- RM

Dieses Werk, eine Gemeinschaftsarbeit schlesischer Gelehrter, methodisch, darstellerisch ein Typ neuer Landschaftsgeschichte, mit Karten und Bildern reich ausgestattet, ist ein Markstein der geistigen Entwicklung des Ostens. Auf das polnische Werk über die Geschichte Schlesiens antwortet das deutsche, ungleich sicherer, kritischer, wesentlicher. Die deutsche Kultur Schlesiens wird sichtbar.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

**PRIEBATSCHS VERLAG · BRESLAU**



# Roschdeutscher & Reising

Breslau 5, Tautentzienplatz 3

Einzelverkauf

# Silberwarenfabrik

**Imperium Britannicum.** Vom Inselstaat zum Weltreich.  
Von Otto Graf. 322 Seiten. Gebunden 7,50 RM. Verlag Wilh.  
Goldmann, Leipzig.

Der Verfasser hat es gut verstanden, das britische Imperium als das Zusammenwickeln und Zusammenspielen der Faktoren zu schildern, die das britische Imperium gebildet haben. Und man muß sagen, Otto Graf hat in vielem den Engländer richtig geschaut, bei dem konservierte Urväterleidenschaften und Berserkerinstinkte reiner sind als auf dem weiten Kontinent. Immerhin scheint das mondäne England, besonders die mondäne Großstadtbevölkerung, zu kurz weggekommen zu sein, bei der diese Instinkte schon längst gebrochen sind. —

Elisabeth und Kleopatra, welche Fülle von inneren Spannungen und doch beiderseitigen Ergänzungen durch die Jahrhunderte! — Gleichzeitig ist aber auch Indien das Ziel britischer Auseinandersetzung, die von Jahrhundert zu Jahrhundert, je nach den machtpolitischen Begebenheiten, anders ausfällt! — Aber auch Afrika, Amerika, Australien öffnen dem Briten ungeheure Interessensphären, bis dann als Endziel britischen Machtstrebens die Materie im Vordergrund bleibt: Kohle, Stahl, Baumwolle, Öl. Und dieses Empire bleibt seinem Wesen nach treu, Macht, Brutalität und Geld über alles. Vergebens wartet der, der eine Antwort haben will, ob dem Empire ein Zusammenbruch droht oder eine Umgestaltung oder eine höhere Entwicklung. In der Empirepolitik gibt es keine Prophetie. Mit klarem Realismus hat uns der Verfasser dies aufgezeigt.

Hans Krau.

### „Spione — Verräter — Saboteure!“

Eine Aufklärungsschrift, die jeden Deutschen angeht, erscheint im Einvernehmen mit dem Oberkommando der Wehrmacht in der vom Reichsamt Deutsches Volksbildungswerk herausgegebenen Sammlung „Hillgers Deutsche Bücherei“ (Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9) unter Nr. 650/51. Möge jeder Deutsche diese wichtige Schrift lesen! Millionen wissen immer noch nicht, wie sehr die Einrichtungen der deutschen Landesverteidigung, die die Sicherheit der Nation gewährleisten, durch ausländische Spionage ebenso wie durch Unkenntnis und Leichtfertigkeit bedroht sind. — Preis des 64 Seiten umfassenden Heftes broschiert 35 Pfg., kartoniert 60 Pfg.

### Sudetendeutschtum in Kampf und Not

Ein Bildbericht von Karl Hermann Frank, dem engen Mitarbeiter von Konrad Henlein. Dieses Werk schildert auf 144 Seiten in Wort und 170 z. T. großen Bildern die Heimat, die Not, das Erwachen und den Ausbruch der Sudetendeutschen. Eindringlich und den Kern treffend, geben Text und Bilder, Karten und Statistiken den notwendigen, großen Überblick über Land, Volk, Kampf und Schicksal der Deutschen im tschecho-slowakischen Staate.

### Die Novelle „Der Moorgänger“

entnahmen wir dem ausgezeichneten Buch gleichen Namens von Stefan Sturm, erschienen im Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig.

## SCHLESISCHE MONATSHEFTE

MITTEILUNGSBLATT DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT, NS.-GEMEINSCHAFT „KRAFT DURCH FREUDE“

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz · Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4.

Klischees: Conrad Schönhals, Breslau

Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 1, Klosterstraße 8.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung · Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich · Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postscheckkonto Breslau 74822, Fernsprecher 52551 und 52555).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile):  $\frac{1}{2}$  Seite 100.— RM. Preisliste 6 · D. A. III. Vierteljahr 1938: 5166.

Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.